
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00321690 0







Wasgaufahrten

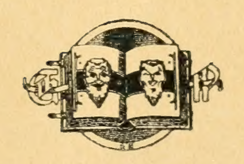


Wasgaufahrten

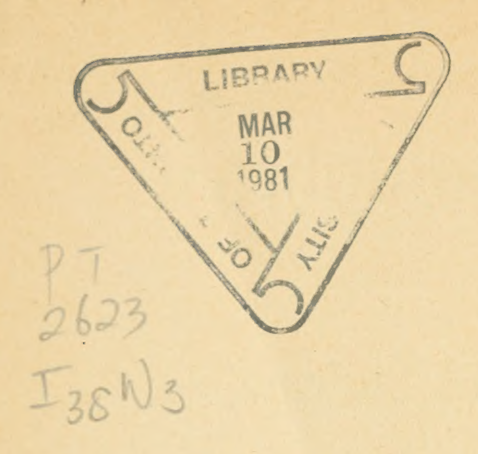
Von

Friedrich Lienhard

Sechzehnte Auflage



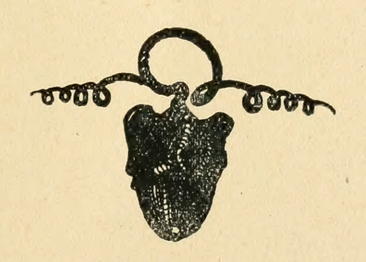
Stuttgart
Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer



Buchschmuck von Karl Spindler



Inhalt







Vorwort zur dritten Ausgabe



Als ich diese Fahrten erlebte und dieses Buch schrieb (1895), befand sich der Berliner Literaturgeist in der Hochflut des Naturalismus. Gleichwohl wurde abseits davon, im Reich und in Österreich, dieses Wander- und Zeitbuch sehr herzlich aufgenommen. Vollständig zeitgemäß und recht verständlich ist es aber vielleicht jetzt erst und wird es immer mehr werden, nachdem ein frischerer Geist über das ganze Reich hin fördernd in die Literatur einzugreifen sucht. „Heimatkunst“ und „Dezentralisation“ sind inzwischen als Schlagworte aufgetaucht. Ein Verständnis für künstlerische Besonnenheit, für tiefere Gemütswärme, für landschaftliche Freude, für charakterstolzere Persönlichkeit fängt an, eine stille Macht zu werden. Dieses Buch liegt mithin in der Richtung unserer Entwickelung. Ja, es war eine erste Lerche dieser Stimmung.

Ein Kapitel „Eine Mondnacht auf dem Donon“, damals schon geschrieben, jedoch nur in der „Straßburger Post“ veröffentlicht, ist eingefügt, auch einige Lieder. Das Ganze ist stilistisch durchgesehen, aber außer etlichen Kürzungen und knapperen Fassungen weiter nicht viel verändert. Glückauf zur neuen Ausfahrt!

Halensee — Herbst 1901

Vorwort zur vierten Ausgabe

Diese vierte Ausgabe ist durch meinen elsässischen Landsmann Karl Spindler mit Buchschmuck versehen worden. Der Text hat, besonders in der zweiten Hälfte, einige Feilungen erfahren. Dem „Hochlandsdorf“ sind bisher ungedruckte Gedichte angefügt worden, die schon damals entstanden sind.

Straßburg i. E. Frühling 1912





Ein Frühlingsgang

> Ob noch das Haus am Nußbaum steht,
> Dort wo der Himmel nach Frankreich geht?
> Ob noch im Glanz der Abendglut
> So schön wie einst das Hochland ruht?



or unserem Dorfe steht ein breiter Hügel, über den frühmorgens mit Strahlenkranz die Sonne heraufkommt. Man nennt ihn den Hamberg. Wiesen grünen seine Hänge hinauf, an der steilsten Seite gedeihen Reben, und auf der Gipfelfläche wogt ein weites Ährenfeld.

Von unserem Hause führt ein Pfad zu diesem Landhügel, durch ein üppiges Grasmeer, an Weidenbäumen und dem kleinen Dorfgraben entlang.

Wie oft bin ich diesen Pfad gegangen und habe dort oben Ausschau gehalten nach dem Sommer! In blauem Halbkreise, vom Liebfrauenberg bis hinauf zum Schneeberg, umrahmt drüben der Wasgenwald die schlichten Gefilde unse-

res Unter-Elsaß. Sein Anblick ist wunderlieblich, wenn die Feuer des Sonnenunterganges hinter scharf geränderten Kuppen den französischen Himmel vergolden.

Eines Abends, als nach schweren Gewittertagen die roten Dächer unseres Dorfes aus dichtem Wipfelgrün heraufschauten; als Goldschimmer von Hahnenfuß und Dotterblume über das Wiesenmeer flogen; als sich die hellgrünen Wipfel der Laubwälder rings auf den Hügeln zu runden und zu verdunkeln begannen: ward ich inne, daß es an der Zeit sei, in jene blauen Bergwälder zu tauchen, die zwischen dem Sonnenuntergang lagen und mir.

Nicht nach Kenntnisbereicherung in geographischem, geologischem, botanischem oder sonst einem wissenschaftlichen Sinne wollte ich meine Wasgaufahrt antreten. Wenn man ein Jahrzehnt hindurch auf dem humanistischen Gymnasium Grammatik und Mathematik, Griechen und Römer getrunken, wenn man ein halbes Jahrzehnt lang die akademische Zersetzungsarbeit moderner Philologie und Theologie bewundert hat, wenn man ein weiteres halbes Jahrzehnt dazu verdammt war, mit der Feder Papier zu beleben oder mit den Augen von Zeile zu Zeile zu zittern, so verzichtet man willig auf Kenntnisbereicherung in üblichem Sinne. Jede weitere Anspannung des zersetzenden Verstandes ist auf solcher Entwicklungsstufe gleichbedeutend mit Versündigung wider Gemüt und Körper. Innehalten, Freunde! Unsere Wangen sind bleich geworden, unsere Seelen verstaubt. Es geht ein Knirschen durch die Welt wider die Hetze, mit der uns einseitige Verstandesbildung schon so lange Frieden und Freuden aus der Seele jagt. Sind wir auf diesen Planeten gesetzt, um uns Nerven und Gemüt krank zu jagen in Lärm und Qualm einer alles beherrschenden Technik und Industrie?

Ich hatte Berlin, das ich seit fünf Jahren gründlich kannte, übersatt. Eine unbestimmte Wut hatte zuletzt mein ganzes Denken ergriffen. Der Grundbaß einer unbestimmten Wut, auf der sich nach und nach, wie auf dem langen Es des Rheingoldvorspieles, eine wahre Tonfülle zeitgeistfeindlicher Empfindungen aufbaute. Was mir am meisten zu schaffen machte, war das Gewand überlegenen Besserwissens, in das sich diese Schlechtigkeiten moderner Jugend zu hüllen pflegen. Als Hauptwaffe benutzen sie den Spott, den hämischen, bemitleidenden Spott. Eine höllische Schule! Fein entwickeltes Ehrgefühl zu besitzen, sich an Gescheitheit hundertmal diesem vorlauten Schnoddervolk überlegen zu fühlen, und dennoch als einsamer „Provinzler" Spießruten laufen zu müssen zwischen überlegenem Lächeln und zungenfertigem Wortschwall großstädtischer Marktbeherrscher — eine höllische Schule! Aber man kommt allmählich dahinter, daß Genialität zwar manchmal scheinbarer Leichtsinn, Leichtsinn aber noch lange keine Genialität ist; daß zwar Spießbürgerei zumeist bedächtig verfährt, daß aber feste Bedachtsamkeit noch lange keine Spießbürgerei ist. Und man bekommt wieder Mut, bedachtsam zu sein, doppelt bedachtsam in einer Zeit, wo von allen Seiten aufgeregte Marktschreierei auf die unselige Menschheit eindringt; man faßt wieder Mut, sittenstolz zu sein, doppelt sittenstolz in einer Zeit, wo die Liederlichkeit wissenschaftlich entschuldigt wird; man wagt wieder schlichter und natürlicher Mensch zu sein, doppelt schlicht in einer Zeit, wo jeder dumme Junge sich für einen Übermenschen hält!

Aus diesen Empfindungen wurden Entschlüsse. Und diese Entschlüsse liefen in dem einen Entschlusse zusammen: da draußen in meinem Wasgau mich zu sammeln und zu klären. Eines Morgens sah ich mich wieder in meinem

elsässischen Dorfe. Und nach Monaten dumpfer Verbitterung taute mein Herz langsam auf und merkte mit etlicher Verwunderung, daß der Frühling noch immer die alten Herrlichkeiten gelassen über das alte Land warf. Unsere rotwangigen Landmädchen gingen noch immer in ihren reizenden Trachten Sonntags in die vertraute Kirche; unser Nachbar schmauchte noch gerade so gemütlich wie vor Jahren die kurze Tonpfeife, wenn er bei mir am Garten stand. Der Saft stieg in die Weiden des Dorfgrabens; den ganzen Sonntag wurde die Luft nimmer leer von Pfeifen- und Schalmeienklang; und draußen über den lichtgrünen Saatfeldern hingen die Lerchen im durchwärmten Himmel. In unseren Wiesen schauten Tausende von Vergißmeinnichtchen mit treuen Blauaugen aus dem dichten Gras; die weißen Gänseblumen wogten zu Tausenden im leisen Winde, so daß Schimmer auf Schimmer silbern die grüne Fläche überflogen, wenn ein Hauch darüber glitt und die Stengel beugte. Unter den blühenden Weißdornhecken oben am Waldrande standen wie immer die Anemonen; und im nahen Buschwerk gediehen auch heuer die Maiglöckchen. Ach, und der Wald, unser lieber, grüner Wald! Stundenlang konnte man da an einem Baume lehnen und in diese lebendige Fülle hineinstaunen. Der helle Schlag des Finken auf einem Buchenast, das feine Gezirp zänkischer Meisen oben zwischen den Zapfen bekerzter Tannen, ein „Kuckuck! Kuckuck!“ aus unbekannten Waldesgründen, das hallende Geschmetter einer Schwarzamsel — was für ein Empordrängen zum quellenden Lichte! Jedes Schöllchen regte sich ja, die ganze Erde zitterte und knisterte unter den Strahlen der wirksamen Sonne. O Frühling, köstlicher Frühling, hab' ich dich denn wieder? Lebst du denn noch, Freund meiner Jugend? Es ist ja nicht möglich, daß wir Deutschen,

das Volk der Naturfreunde, das sich so ungern unter Heinrich dem Vogler in Städte sperren ließ, das Volk der tiefsten Musik und der schönsten Lenzlieder, daß wir dich so völlig vergessen konnten! Es ist ja fast eine Schande geworden, sich deiner zu freuen! Die Freude ist ja überhaupt unzeitgemäß geworden! O lieber Lenz, wir sind sehr gelehrt da draußen in lauten Städten, wir haben ein großes Reich und viele Soldaten. Aber glücklich, lieber Frühling, glücklich sind wir nicht!

„Ich wünsch' euch ein glückliches neues Jahr, viel Kraft und Gesundheit, so lang als ihr lebt, und den lieben Frieden" — so lautet auf unseren elsässischen Bauerndörfern ein treuherziger Neujahrsspruch.

Den „lieben Frieden" zu suchen, zog ich in den Wasgau.





Taubenschlagfelsen

> Und hat das Dörfchen, auf das du scheinst,
> Du zartes Licht, eine Stimme wie einst?
> Klingt aus dem Turm, der am Kirchhof steht,
> So schön wie einst das Nachtgebet?



inter Dossenheim öffnet sich ein liebliches Wasgautal, von der erlenumbüschten Zinsel in zärtlichen Windungen durchflossen. Eine schneeweiße Straße durchschneidet die grüne Fläche, am idyllischen Oberhof und an den Höhlenwohnungen des Dörfchens Grauftal vorüber, nach der Lothringer Hochebene.

Wie oft seit meiner Kindheit habe ich diesen reizenden Paß durchwandert! Wenn wir gegen Abend am Ausgang des Tales die einzige scharfe Steigung überwunden und nach langer Tiefenwanderung durch Wäldergrün das offene Hochland erklommen hatten — wie wunderstill lag die Abendröte über den lothringischen Hügeln! Unser großväterlich Dörfchen

war ertrunken im Blütenmeere seiner zahllosen Kirschbäume; die Abendglocken gingen klar und mild über das goldüberstrahlte Hochland. Hinter uns, aus den Nebeln des Rheintales, stieg der große volle Mond langsam und lautlos über das dunkelnde Elsaß. In geradezu feierlicher Stimmung schritt ich unter den weißen Abendbäumen im Bogen um das Dorf, nach dem letzten Hause, wo bereits ein bebrillter Vetter aus Frankreich und ein blondes Lockenköpfchen in weißem Hausjäckchen, große Dorflatschen an den kleinen Stadtfüßen, vor der Haustür standen und nach den Vettern aus dem Elsaß Ausschau hielten . . .

Heute ließ ich das durchsungene Grillental mit seinen goldenen Tautropfen und Jugenderinnerungen im Morgenlichte funkeln. Ich stieg zum Taubenschlagfelsen empor.

Es führt ein bequemer Weg nach der hier noch so niederen Wasgauhöhe. Reichliche Erdbeerblüten sprießen in diesem fruchtbaren Jahr aus der regengesättigten Erde. Sie leuchten wunderbar offen und einfach aus dem frischgrünen Frühlingsrain. Die Erdbeere, Blüte und Frucht, ist vielleicht das schönste Sinnbild für die klare Schlichtheit dieser einfachen Berge, wie man die stattlichere Himbeere mit ihrem entzückenden Rot füglich die Waldfrucht der höheren Vogesen nennen könnte. Nur das Weiß des Steinbrech, dessen braune Stengel sich so zart von der Schneeblüte abheben, kommt der Erdbeerblüte gleich. Und unter den blauen Blumen, die unseren Wasgauboden zieren, stelle ich obenan das zarte, blaßgeränderte Blau des Ehrenpreis, das in ganzen Büschen den Rain überwebt. Unter den gelben Kelchen dieser farbenreichen Wiesen würde ich dem feuchten Golde des Hahnenfußes den Preis geben, falls man nicht das matte Gelb der stattlichen Königskerze vorzieht, dieser stolzen Blume, die wie der Fingerhut fast

jeden Wasgaufelsen ziert. Da wir an den Farben der Wiesen- und Waldblumen sind, so stehe ich nicht an, auch unter den roten Blumenkronen, die mich heute zu Tausenden umnicken, den Preis zu verteilen: er gebührt diesem tiefen Purpur des Knabenkrautes, das zu den Orchideen gehört.

Aber ich hab' euch alle gern, Schwestern aus dem Wasgenwald! Und nichts Schöneres weiß ich mir, als den Sommermantel in hohe Waldhalme zu werfen, auf einer klausnerstillen Lichtung, und der Länge nach auf dem Rücken liegend Freundschaft zu schließen mit diesen Erdgeschöpfen, die da demselben Himmelsblau entgegenleuchten. Ihre Kelche und die Fülle der Halme umnicken dich wie ein grasgrüner Wald. Kommt der Sommerwind daher, der vom nächsten Thymianrasen einen schweren Duft und vom Föhrenrand einen durchwärmten Harzgeruch mit herüberbringt, so neigen sich Dolde und Zittergras, Hahnenfuß und Hornkraut und Teufelsabbiß, und es geht ein Gewisper durch den gräsernen Wald. Plötzlich dringt auch ein Bewohner durch die grüne Fülle; ein Herrgottskäferchen klettert mit Eifer an einem Urwaldsbaum in die Höhe; aber ein Windschauer wirft den Strebling in die Tiefe. Dann verdunkelt sich die Sonne: ein Schwalbenschwanz senkt sich aus tiefem Himmelblau in den Wald von Liliput. Und da kommt auch ein Großer im Reiche der Kleinen: eine schwere Hummel surrt in schnurgerader Richtung über die Halmenwipfel und verschwindet in unbekannten Fernen. Und dies wunderbare Mückensummen, das wie süße Himmelsmusik durch alle Wipfel tropft!

Wie Gulliver in einer Welt der Zwerge liegst du traumlächelnd im Halmenwald — bis sich der Neid und Haß, der auch hier nicht fehlt, eine Giftspinne, wie ein Grubenfahrer an ihrem Faden herabläßt, in das Bergwerk deines staunend

geöffneten Mundes. Es erhebt sich ein unwirsch Pusten und Spucken, die Stimmung ist zerrissen, und das Ende des Waldtraumes ist: der Herr der Welt nimmt vor der kleinen Spinne die Flucht, tiefer hinein in den Wasgenwald der Großen.

Unter solchen herzlich einfachen Erlebnissen und Träumereien, nach manchem wunderlichen Zwiegespräch mit alten Waldbekannten, hatte ich den Felsen mit dem sanften Namen erklommen.

Die Männer, die vor Zeiten hier oben ihr Wesen trieben, waren weniger sanft. Wenn man im Hintergrunde, besonders rechts, den Felsen umspürt, so entdeckt man noch deutliche Mauerreste: hier stand eine Raubritterburg. Ja, mit einiger kühnen Vermutungskraft läßt sich der ganze Umfang der Burg, auch vorn, zu Füßen des Felsens, ziemlich genau feststellen.

Ich spürte mit Zähigkeit diesen Überbleibseln einer unbekannten Vorzeit nach. Und als ich zu Ende war, freuten sich einige Maiglöckchen, mich mit ihrem tiefen Dufte belohnen zu dürfen. Sie strömen eine herrliche Seele aus, diese reinen Blumen! Maiglöckchen im Frühjahr und die wilde Rose im heißen Hochsommer — es sind die zwei seelenvollsten Waldblumen. Vor allem die wilde Rose, die sich mit rauhen Dornen umrankt, daß nicht jeder ihre herbe Jungfräulichkeit breche — den Wasgau ohne seine wilden Rosen kann ich mir gar nicht vorstellen! Er paßt so wunderbar zu dem herben Charakter der edleren Alisassen, die sich mit Recht die glänzend grüne, aber unnahbare Stechpalme zum Sinnbild wählten.

Auf solchen Raubritterburgen, deren Schicksale längst verhallt sind, weile ich für mein Leben gern. Aber allein! Denn wenn etwa mein Bruder, der Theologe, nebenhergeht, so stört er zumeist die Ruhe der hier eines gewaltsamen Todes

Verblichenen durch Erörterungen über die Kirchenverhältnisse des Elsasses und etlicher umliegender Länder. Und wenn ich jeden Stein mißtrauisch umwandere und mitunter etwas gewagte Vermutungen über seine Geschichte zum besten gebe, so wandert er zwar ebenso gewissenhaft als mein Schatten hinterher, gibt aber dabei unentwegt seinen Bedenken wider allerlei modische Hypothesen Ausdruck, wobei er zum Belege die Genesis-Zergliederung der jetzigen Theologie umständlich und geschmackvoll zur Darstellung bringt. Der Wald widerhallt dann von Redaktor, Jahvisten und Elohisten, während ich gleichzeitig eben so laut und eifrig den Umfang der Burgmauer bestimme. Sehr befriedigt setzen wir dann beide, in Frieden und Freundschaft, unsere ersprießliche Waldwanderung fort.

Heute war ich allein. Keine Zeitfrage riß mir ein Loch in den Schleier meiner absichtlich auf die einfachsten Empfindungen abgetönten Seelenstimmung. Der gelb und schwarz gestreifte Hinterleib einer am Eichensaft saugenden Hornisse, die Turnkünste einer gelblichgrünen Spinne fesselten mich mehr als die lehrhafte Zergliederungssucht zerfallender Europäer. Und wenn ich des Beschauens dieser bunten Tierwelt müde war, umstrich ich wieder die kieseldurchsprengten Felsen, ob nicht Einschnitte, Steingefüge und dergleichen zu entdecken wären; und war ich der grauen Mineralogie und Archäologie müde, so lockte die frischgrüne Pflanzenwelt. Oh, ich beging den toten Felsen um und um, ich suchte ihm eine Seele einzuhauchen, ich belebte die grüne Masse.

Da sah ich etwa den derben Schnauzbart, der hier nach Kaufleuten des Zinseltales und des weit zu überschauenden Straßennetzes der Ebene auf der Lauer lag, vollblütig schnaufend die Steintreppe herunterklirren, während im Hofe, am

vorderen Fuße des Felsens, ein Stallknecht sein Pferd hielt und andere verwetterte Gesellen bereits in Blechhelm und Lederkoller fertig saßen, die Lanzen auf den Steigbügel gestemmt. Noch rief die Burgfrau zum Fenster heraus, ob er auch sein Amulett habe; dann stieg sie, unruhig, Mägde auskeifend, schlüsselbundrasselnd, auf den Turm, um nach ihrem Gatten und seinen Begleitern Auslug zu halten. Rudolf von Habsburg, der bedächtige Vogelfänger, hob das Falkennest aus und hängte den versoffenen Kunz an einen passenden Eichenast, und seine Hauptkumpane in ehrerbietiger Entfernung dazu. Den anderen ließ er kräftig die Lederhosen versohlen und steckte sie in sein schlechtbezahltes Heer. Das Nest aber wurde ausgebrannt; und die schwarzen Mauern rumpelten dann tagelang, unter Gejohl und Mithilfe sämtlicher Bauern und Bürger der Umgegend, zerbrochen den Fels hinunter. Diese Steine wurden eine fruchtbare Saat; viele Kaufleute, Notare, Advokaten, Ärzte, Apotheker und andere Menschenfreunde bauten ihre Häuser damit. Wenn aber der sommerfrischelnde Bürger mit seiner Familie die zertrümmerte Urzelle durchwandert, so freut er sich über den Fortschritt der Welt.

Der Tag meiner Ausfahrt, der 29. Mai des Jahres 1895, zeichnete sich durch einen tiefblauen Himmel aus. Ein geheimnisvoller Duft und Dunst, der kaum die Umrisse des Schwarzwaldes erkennen ließ, umhüllte mein unklares Heimatland. Doch ein so wohltuender Ostwind kam aus Alt-Deutschland herüber, daß es eine Lust war, auf den frischen Höhen die Haare flattern zu lassen.

Die roten Dörfer, die weißen Straßen, die braunen Äcker und grünen Wiesen unseres Planeten, dieses ganze Farbennetz da unten, beschauen sich mit großem Nutzen von der Höhe aus. Nur gedämpft dringen die Laute der Welt

an das Ohr des Einsamen; etwa das feste Peitschenknallen eines Lothringer Burschen, der seine Sandsteine das Dossenheimer Tal herausfährt, der Pfiff einer matten Lokomotive zwischen Zabern und Buchsweiler, oder ein Sensendengeln im nahen Ernolsheim. Aber ein dunkles Summen liegt ungreifbar über dem Dunst der Ebene; du errätst mehr, als daß du es hörst, daß zu deinen Füßen eine geschäftige, hämmernde, ackernde Welt ihren Werktag hat.

Ihren Werktag . . . In dem Worte liegt für den Gesunden ein stählender Klang; ihn erquickt nur der Sonntag, wenn ein vollkräftiger Werktag vorausging. Wir kannten einst diese gesunden Tage. In den Glanzzeiten deutschen Bürgertumes, im Nürnberg unseres Hans Sachs, unseres Dürer und Peter Vischer, im Augsburg der Fugger, in den Hansastädten lag über Handel und Wandel eine frische Morgenluft. Heute drückt auf den Werktag der schwere Rauch der Fabriken, und auf der Arbeiter- und Handwerkerwelt lastet Sorge und Verstimmung. Der Werktag ist keine Freude mehr.

Wie kommt das? — Ein veränderter Geschäftsbetrieb hat den Arbeitenden alle Freudigkeit benommen. Er hantiert an seiner Maschine ohne Seele, ohne Gewinn, für Fremde, mit einer zerstreuenden und verflachenden Masse gleicher Maschinen-Besorger zusammen. Er ist eine Nummer geworden. Die vertiefende Beschaulichkeit der traulichen Werkstätte ist erstickt in Lärm und Gedröhn; die künstlerische Wärme, die den Handwerker mit seinem Erzeugnis verband, ging in gleichgültiger Kälte unter. Die Maschine ist nun Künstler. Auch das religiöse Empfinden litt not; diese zarte Pflanze bedarf der Ruhe und Sammlung, wenn sie erstarken soll, bedarf auch in der Alltagsarbeit, im Gelingen oder Mißlingen des Werkes, in Gunst oder Ungunst des Wetters, eines unmittelbaren Ab-

hängigkeitsgefühles von dem Urgrund der Dinge, von Gott. So weit reicht der Gedankengang des umdröhnten Arbeiters nicht mehr: die nahe Maschine ist Gott. Sie zerstampft alle Mystik. Von ihrer Arbeit hängt das Gelingen des Werkes ab. Und dieses erdrückende Gefühl, daß der Einzelmensch nicht mehr als freies Gottesgeschöpf neben freien Gottesgeschöpfen selbstbestimmend der Ewigkeit entgegenwächst, daß er herabgewürdigt wurde zu einer Nummer unter Nummern, zu einer Maschine unter Maschinen, zu einem rußigen Knecht des Dampfes, und nicht einmal für sich, sondern für einen kalten Unbekannten, für eine unbekannte Gesellschaft — das ist's, was unsere Arbeiter mit Verstimmung wider Gott und Menschen füllt. Das ist der Kern der sozialen Frage.

Daß solche Zustände nicht dauern werden, ist gewiß. Diese Nummern und Maschinen wollen wieder Menschen werden — wer will ihnen die Berechtigung dazu absprechen? Sind sie wieder Menschen, so werden sie auch wieder künstlerisch und religiös sein. Heute sehen sie den lichten Gotteshimmel nicht mehr; ihr mattes Blut, ihre kranke Galle, der dicke Fabrikrauch gestattet ihnen diesen Sonnenblick nicht . . .

Ich schaute bekümmert auf den Fabrikrauch, der sich in langer Schicht von Monsweiler herüberzog. Was kann der Dichter tun im Elend dieser Zeit? Soll er seine Höhen verlassen, soll er im durchlärmten Dunst da unten Sozialpolitik treiben? Viele meiner Altersgenossen hat die Verstimmung der Zeit überwältigt; sie haben ihre Höhen verlassen, sie sind in den Lärm hinabgestiegen, um mitzusorgen und mitzuschüren, in Reimen und Dramen. Aber das ist eine Selbstvernichtung des Dichterberufes. Die Götter der Kunst waren je und je Götter des Lichtes. Sie schauten wohl, wie die alles durchdringende Sonne, tief in die Sorgen

und Qualen der Erde; aber sie blieben in ihrer reinen Himmelshöhe. Gebe Gott, daß wir bei aller Erkenntnis der kleinen Gegenwart und der großen Weltgeschichte und der unendlich verwickelten Menschenseele nicht untergehen in Kleinlichkeit und Dumpfheit! Mancher Berliner „Dichter“, der zu matt war, die Zeit zu überwinden, sitzt jetzt überwunden, mit verdüsterter Seele und zerriebenen Nerven, schimpfend auf Gott und Welt. Der Arme, der zur Kraft des Verzeihens zu schwach war, läßt nun Verbitterungen als Kunstwerke drucken. Und er läßt nur Verbitterung drucken. Er überläßt es dem geschundenen, gedankenkurzen Sohne des Werktags, sich die Erlösung aus diesen Bitternissen selber zu suchen. Und gerade hier finge der Beruf des Poietes, des Erschaffers, des Lebensspenders an. Die körperliche Not zu enden, ist er nicht berufen; das ist Sache der Wirtschaftspolitik und liegt außerhalb der Literatur. Wohl aber könnte er durch eigenes Vorbild den Seelen und Herzen Frieden und Klarheit schaffen, als wärmende Frühlingssonne, in den Welten des Empfindens, des Denkens, der Anschauung. Wir haben genug und übergenug Verbitterung zu kosten bekommen diese Jahrzehnte her — soll auch der Dichter Verbitterer sein?

Werft sie ab, die Stimmung der Tiefe! Laßt euch nicht hinabziehen, ringt euch empor zum Lichte! Und wenn die Außenwelt versagt, baut euch eine Innenwelt, als moderne Burgherren auf windumstrichener Gebirgskuppe! Aber laßt euch nicht anstecken von der Nüchternheit! Stimmungen stecken an: auch unsere Höhenstimmung wird anstecken, und es wird ein Frühlingssturm über Deutschland kommen, der eine bessere gegenseitige Verständigung ermöglicht als dieser Dunst europäischer Verdrossenheit! . . .

Mein Beruf ist für heut', eine Wanderung auf den Höhen dieses schlichten Wasgaus in Worte zu bringen.

Komm, frischer Ostwind! Tief will ich diese heilige Höhenluft einatmen. Her da, mein Ränzel! Noch eine Auseinandersetzung mit dörflichem Butterbrot, einem harten Ei und bäuerlichem Apfelwein. Dann sämtliche ungegessenen und ungelösten Reste wieder eingepackt, und in leichterer Verfassung tiefer hinein in die Wonnen des Wasgenwaldes!





Heidenstadt

Kirschblüten hüllen das Dörfchen ein —
Erd' und Himmel ein einziger Schein!
Blühende Gärten durchleuchten das Land,
Weithin, bis an den Wasgaurand.

Als ich mich vom Taubenschlagfelsen zur Weiterfahrt wandte, blieb mein Blick an den lothringischen Hügeln hangen. Und sofort tauchte meine Seele in ein wunderbares Empfindungsmeer.

Hinter mir, im Osten, liegt das Werktagsland voll Sorgen und Grübeleien; dort aber, in den hohen Wäldern, träumt das Paradies der goldenen Jugend und der ersten Liebe. Meine Blicke bohrten sich in bestimmter Richtung. Aus diesem reichlichen Dunstschleier sucht' ich eine Gestalt zu formen, die einst das lange Glück meiner jugendlichen Wasgautage bildete. Und es gelang. In weißem Sommerkleide, mit frei wallendem Haare, schwebte von nun

ab die Weiße Frau neben mir her, den ebenen Kuppenpfad entlang, immer tiefer in die einfachen Wälder dieser einfachen Berge.

Die Rheinebene lag dahinten. Buchen und Eichen und Tannen, mit reichlichem Unterholz durchsetzt, von Heidelbeerlichtungen unterbrochen, hatten sich zwischen die wirtschaftlichen Grübeleien des Taubenschlagfelsens und den Wanderer geschoben. Dann und wann schimmerte das Dossenheimer Tal herauf; so viele rote Kuckucksblumen mischten sich dort unten mit weiß-gelben Wucherblumen, goldenem Hahnenfuß, weißem Steinbrech, bräunlichen Dolden und Rispen, daß das Wiesental nicht mehr in grüner, sondern in silbergrauer Farbenstimmung im Winde wallte. Und immer neben mir her die weiße Waldfrau und die unvergeßliche Jugendzeit! . . .

Eingetaucht in Waldgrün und süße Erinnerungen, trat ich durch einen umfänglichen, übermoosten und überwachsenen Wall in das Innere der „Heidenstadt“.

Viele solcher Heidenmauern ziehen sich durch die sagenreichen Vogesen; es sind Spuren uralter Befestigungen, von deren Zweck und Bedeutung man nichts mehr weiß. Vielleicht Bergstädte der Gallier, vielleicht feste Lager und Kastelle der Römer; in beiden Fällen errichtet gegen den Andrang der rheinischen Germanen. Vielfach wohl auch abgezirkelte Opferplätze der Kelten. So findet sich bei Volksberg die sogenannte „Burg“, eine wallumgebene Fläche, die man auch die „versunkene Stadt“ oder die „verlorene Stadt“ nennt. In der Nähe steht eine Heidenkirche. Bei Grendelbruch ragt ein Heidenkopf mit Spuren alter Befestigung; eine Heidenmauer umzirkt den verrufenen Tännchel, auf den zahlreiche Geister gebannt sind. Das berühmteste dieser alten Bauwerke ist die Heidenmauer auf dem Odilienberge, im Mittelpunkte des

Wasgenwaldes. Auch quer über den Krappenfelsen ziehen sich Heidenmauern, in ihrer Mitte ein Druidenstein; bei Ormingen liegt eine Heidenschanze, bei Romansweiler ein Heidenschloß, bei Dagsburg ein Heidenschlössel, bei Niederbronn ein Keltenlager, auch die Frankenburg ist mit uralten Mauern umrahmt — kurz, über diesen ganzen Grenzwald hin finden sich solche unerklärlichen Stätten und Trümmer. Ich weiß kein deutsches Gebirge, in dessen Wirrnissen die Phantasie derartig schweifen kann, wie in diesem dunklen Grenzgebirge zwischen so verschiedenen Kulturen der Vorgallier, Gallier, Römer und Germanen.

Die „Heidenstadt“, in die ich hier eintrat, ist nicht mehr eine Stadt zu nennen, nicht einmal mehr eine Trümmerstadt. Hunderte werden vorübergehen, ohne auch nur die Spuren der einstigen Umwallung in diesem lichterdurchspielten Hochwalde zu bemerken. Aber die ehemalige Mauer, deren breit auseinandergefallene, dicht übermooste Trümmer hier quer über den Berg laufen, ist dennoch erkennbar. Und der Romantiker hat Veranlassung, mit einem ernsten Schauer diesen überwaldeten Kirchhof zu betreten.

Eine fast unheimliche Mittagsstille! Nur manchmal, ganz fern, erhob sich ein leiser Wind, der aber nur die obersten Wipfel zu träumendem Sausen brachte, kam langsam näher und verseufzte wieder in westlichen Fernen. Ein Fink schlug in einer lichten Buche; und plötzlich fuhr ein Häher mit großem Geschrei aus einer Tanne auf. Dann wieder die alte Stille, und ich träumte weiter den weichen Waldweg entlang, bis ich eine Art Quelle entdeckte. Zu trinken ist dieses Sumpfwasser freilich nicht; aber ich stellte mich auf den darüber hangenden Felsblock und sann dem Gedanken nach, welches Gesicht wohl so ein echter, aufgeklärter, tagesgreller und all-

tagsflacher Spießbürger aufsetzen würde, wenn eine schneeweiße Nixe an diesem Waldquell säße, im Kämmen ihres grasgrünen, flutenden Haares innehaltend und erschrockene, durch und durch flackernde Hexenblicke herumrichtend nach dem entsetzten Beschauer. Eine „weiße Frau“*), eine Heidin, die Tochter des Häuptlings etwa, der einst dieses Berglager beherrschte; an diesen Quell gebannt, weil die unendlich liebesbedürftige, lilienschwache Keltin ihrem abwesenden Bräutigam die Treue gebrochen. Als er dann mit traurigen Blicken vor ihr stand, warf sie sich ihm zu Füßen, weinte in leidenschaftlichem Schmerz und küßte seine Kniee. Jedoch er schüttelte nur traurig den Kopf und ging stumm von ihr fort, für immer; draußen in der Ebene, im Kampf gegen die siegreich andrängenden Germanen, suchte er den Tod und fand ihn. Sie aber, nachdem sie taglang von einem Felsen blaß und stumpf hinausgestarrt hatte in den Dunst der Ebene, teilnahmlos für alle Bitten ihres Vaters, das Jammern ihrer Freundinnen nicht mehr hörend, stürzte sich, als die Kunde von seinem Tode kam, fliegenden Gewandes vom Felsen. Seitdem, zweitausend lange Jahre her, ist ihr Geist ohne Ruhe. Selten nur, wenn ein einsamer Dichter des Weges kommt, sitzt sie in dieser Quellnische und putzt sich für

---

*) Sagen von „weißen Frauen“ finden sich im Wasgau sehr häufig; ebenso vom „wilden Jäger“ — beides echt germanische Sagen. In der letzteren Sage spricht sich eine dunkle Erinnerung an unseren hehren Sturmgott Wodan aus, der vom Christentum als Spukgestalt in den wilden Wald gebannt wurde. Die Sagen von der „weißen Frau“ entstanden zumeist an Stätten, die der Göttermutter Freia heilig waren oder auch Berachta, Berta, der Glänzenden. Die weißen Frauen kommen gewöhnlich lächelnd, in glänzendem Gewande, Erlösung suchend den Berg herunter; aber laut weinend steigen sie wieder hinauf. August Stöbers elsässisches Sagenbuch weiß viel von ihnen zu erzählen.

ihren Bräutigam, den sie immer noch erwartet. Aber sie sah mich traurig an und schüttelte voll Wehmut den schönen Kopf; dieser moderne Schmächtling ist ihr Liebster nicht. Nein, das war ein anderer Bursch, voll Muskelkraft und Feuerblut, den sehnigen Nacken von langem Braunhaar umflattert, den Spieß in der nervigen Faust! Aber wir Stubengewächse? Wehmütig nickte auch ich ihr zu von meinem Felsblock herunter, sah mir noch ein Weilchen an, wie sie mit abgenutztem Silberkamme, oft tief aufseufzend, ihr wunderbar schillerndes Haar kämmte und ging dann gelassen und schweigend weiter, ohne daß sie wieder aufsah. Mit jenem einzigen Blick hatten wir uns verstanden.

Du aber, lebendige Waldfrau von einst, weit dahinten in den grünenden Bergen — wie sehr wieder dachte ich dein! Und zappelten plötzlich diese sündigen Büsche und Tannenbäumchen, lockerte sich dieses goldgrüne Waldmoos, und käme ein wirbelnd Heer verführerischer Nixen und Keltinnen aus diesem durchgirrten und durchbrünsteten Venusberge — ich ginge mit dem heiteren Gleichmut eines Siegfried zwischen weißen Körpern und funkelnden Augen meinen Waldweg weiter. Dich an der ruhigen Hand, du leis im Sonnenlicht neben mir herschwebende Jugendgeliebte!

Ich habe mir die Nixenromantik aus dem Herzen gerissen; diese hohle Körperliebe bringt Siechtum und Tod. Das Lebendige und Ewige, das Heilige und Große soll die Welt sein, darin der unsterbliche Mensch zu Hause ist. Was kettet die Gatten aneinander? Gemeinsames Erleben; seelisches Verständnis. Aber der Körper? Ach Gott, auch der lieblichste Körper, der je diesem Planeten entwuchs, wird durch Gewöhnung langweilig; Formenschönheit birgt kein Dauerglück. Nichts bleibt von allen Formen der Erde, als die Innenwelt

der Pflicht, die Welt des Gedankens, die Lichtwelt des „Reiches Gottes“. Diesem Urgrunde aller Dinge, dieser ewigen Heimat entgegen zu pilgern, ist das einzige Glück hienieden. Alles Vergängliche läßt den phantasievollen Menschen, der sofort die letzten Folgen und das Ende aller Folgen in blitzschnellem Gedankenfluge durcheilt, nicht zur Ruhe kommen. Nur die wäre das Weib meiner Seele, die mit mir lebte und liebte in dieser Lichtwelt, so daß wir beide Hand in Hand emporwanderten, dasselbe Ziel vor den leuchtenden Augen, von Zeit zu Zeit den Kopf an die warme Brust des anderen schmiegend, von Zeit zu Zeit rastend auf einer sonntagsstillen Lichtung, Mund an Mund, überflutet von dem duftigen Haar meiner lebendigen Waldfrau . . .

Mit vollem Herzen verließ ich die leere Heidenstadt. Wohl war nun die Gestalt an meiner Seite verschwunden; aber ein tiefes Glücksgefühl hatte Einzug gehalten in mein Herz. Und so übermäßig wurde die Erinnerung an süße Stunden, verträumt in den warmen Sommerwäldern des Wasgaus, daß ich meine grüne Umgebung nicht mehr beachtete. Das Notizbuch kam aus der Tasche, und die nächsten stillen Mittagsstunden gehörten der Poesie und meiner weißen Frau. Keine Menschenseele begegnete mir an diesem ganzen Tage; kaum eine Eidechse huschte am Rain über altes Laub. Sonnenlichter spielten durch die traumhaft auf und ab schaukelnden Buchenäste; und in warmen Eichwipfeln summten unsichtbare Mücken — eine ferne, süße Musik . . .

* * *

Die Waldfrau

1.

Wenn des Vollmonds blasse Pracht
Lautlos auf der Lichtung steht,
Wenn der Hauch der Mitternacht
Um das Haar der Birke weht,
Wenn die Nebel weiß und wallend
Schleichen durch der Gründe Grau —
Hüte dich, hüte dich,
Jüngling, vor der weißen Frau!

Blutlos ist ihr Angesicht,
Ihre Hand ist Eis und Schnee,
Wenn sie geht, so raschelt nicht
Welkes Blatt noch grüner Klee,
Doch im Dunkeln glühn und funkeln
Ihre Augen katzengrau —
Hüte dich, hüte dich,
Jüngling, vor der weißen Frau!

2.

O sieh, der Tag ist licht und warm!
Und die des Nachts so düster war —
In Silberkleid und goldnem Haar
Halt' ich die Waldfrau hier im Arm!

Bist du die Waldfrau? Küsse mich!
Ach du, ich suchte hin und her,
Wo mir die Braut beschieden wär',
Da fand ich tief im Walde dich!

Und der geirrt in Forst und Au
Durch Bienensang und Sturmeslust —
An deiner friedevollen Brust
Ruht er, du meine Weiße Frau!

3.

Grüne Nacht und Blumenfrieden
Über süß verschlung'nen Leutchen,
Blumenfrieden
Über Bräutigam und Bräutchen.

Kaum bewegt mit sanftem Beugen
Sich der Hahnenfuß, der holde,
Wenn die Hummel
Honig saugt aus seinem Golde.

Und in warmen Wipfeln, hörst du?
Von viel tausend süßen Dingen
Hörst du, Waldfrau,
Wie die zarten Mücken singen?

4.

Nicht genug von deinen Wonnen,
Volle Waldung, kann ich trinken!
Ganz in diesem grünen Meere
Möcht' ich Glücklicher versinken!

Manchmal zwar in meinen Tiefen
Hör' ich wunderbare Glocken,
Und ein wehes Sehnen will mich
Wiederum zu Menschen locken.

Aber frag' ich dann die Waldfrau:
„Waldfrau, hörst du nicht ein Läuten?
Waldfrau, sag', was mag der ferne
Menschenglockenklang bedeuten?"

Ach, so streichelt mir die Gute
Mit Geküß die wirren Locken,
Und in ihrem Kuß verschwimmen
Meine fernen, fernen Glocken . . .

5.

Und kehr' ich wiederum zurück,
Mit heißer Stirn und müden Händen,
O sei du dann mein letztes Glück,
O laß mich hier mein Leben enden!

In diesem Tale traut und warm,
Im Schatten dieser alten Buchen
Will ich an meiner Waldfrau Arm
Mein letztes Ruhelager suchen.

Noch einmal schau' ich in die Pracht
Der Wälder und der grünen Matten,
Ein letzt Gebet, ein Gute Nacht —
Und du beweinst den toten Gatten.





Michaelskapelle

> Dort aber hält der Vollmond Wacht;
> Dort aus dem Elsaß steigt die Nacht
> Und hüllt die Hügel in blaue Flut —
> Lothringerland verstummt und ruht ...



n der Urzeit war die oberrheinische Tiefebene ein Meer. Pfahlbürger schwammen auf Einbäumen zwischen Wasgenwald und Schwarzwald, warfen die Netze aus über den heute so fruchtbaren Gefilden Alemanniens und banden abends in Buchten der Wasgauküste ihre Kähne fest. Noch vor einigen hundert Jahren sah man irgendwo an Felsen des Odilienberges schwere Eisenringe, die eine kühne Sage für uralte Bootsringe erklärte, ehedem bestimmt zum Anbinden landender Kähne.

Auch der Felsen der Michaelskapelle bohrt sich wie eine Halbinsel in das blaue Dunstmeer. Höhlungen sind unter ihm ausgewaschen; und sein Sandstein ist mit Kieseln und Grauwacken, wie der meiste Vogesensandstein, stark durchsetzt.

Diese Klippe, die der aufgehenden Sonne entgegenschaut, ist durch Jahrtausende geheiligt. Vielleicht dankten schon vorarische Schiffer auf diesem Vorgebirge ihren Göttern, wenn sie schwere Fischkähne glücklich gelandet hatten. Die Kelten, als die ersten eindringenden Arier, fanden die Stätte für ihren Sonnenkultus geeignet. In die vordere Felsplatte ist eine zwei Meter im Durchmesser zählende kreisförmige Vertiefung eingehauen. Vorzeiten war dieser Druidenkreis vielleicht tiefer, beziehungsweise die umgebende Fläche weniger abgewaschen. In den Höhlungen unter der Platte mögen Priester oder Opferdiener gewohnt haben. Da der Gebirgsstrom hier einen Bogen beschreibt, um die Michaelsklippe abgesondert vorspringen zu lassen, so ist die Ostseite der soeben verlassenen Heidenstadt gegenüber sichtbar, jenseits einer grünen Waldesbucht. Starrte dort das Laienvolk ehrfurchtsvoll herüber, wenn Priester und Priesterinnen das Blut gefangener Germanen oder harmloser Pferde der allnährenden Sonne entgegenspritzten? Groß und still stieg die Mutter unseres Planeten aus den Gluten der Frühröte; scharf zackte sich darunter der Schwarzwald. Die Lerchen sangen über den Nebeln des Elsasses, Finken schlugen im erwachenden Eichwalde, der Morgenwind rauschte in erfrischten Wipfeln. Und auf den heiligen Felshängen des östlichen Wasgenwaldes standen die weißen Gestalten der Druiden und Druidinnen, mit goldenen Opfersägen in der Rechten. Gefangene wimmerten, auf dem Rücken liegend, die Arme unter den Körper verschnürt, den blonden Kopf weit zurückgebogen . . .

Später ist ja das Volk zum Abscheu gegen eine solche Form der Gottesverehrung erwacht und hat den Druidenkreis in einen Hexenkreis umgetauft. Und dieses ganze einst so heilige Gebiet ist ein Hexenrevier geworden, mit dem

gegenüberliegenden Bastberg als Mittelpunkt. Zahlreiche Hexen wurden in dieser Gegend verbrannt. Hier, auf der Michaelshöhe, war ein Sammelpunkt der Unholdinnen; von hier aus flogen sie, an ihrer Spitze Frau Itta von Lützelburg, nach dem Bastberg hinüber.

Die Germanen hatten schon vor Cäsar die Rheinlinie durchbrochen. Es ist möglich, daß sie die Kelten nicht nur aus der Ebene, sondern auch aus dem vorderen Wasgenwald verdrängten. Und es ist möglich, daß auf dieser selben Stätte, in diesem selben Kreise Himmelsvater Wodan verehrt wurde. Das erobernde Christentum pflegte jedenfalls dem heiligen Michael gerade an Wodan geweihten Stätten Kapellen zu bauen, da gewisse Ähnlichkeiten zwischen dem germanischen Speervater und dem Drachenvernichter Michael solche erzieherische Anknüpfung ermöglichten. Heute sind die vorarische, keltische und germanische Religion weggeschwemmt; und wäre der Protestantismus hier zum Siege gelangt, auch die Michaelskapelle läge in Trümmern. Man könnte irre werden an allen Religionsformen, wenn man hier lange grübelt. Sind auch die Religionen sterblich? . . .

Ich hatte bisher nachdenklich am Rande des Druidenkreises gesessen. Jetzt stand ich auf, warf mein Ränzel ab, zog Schuhe und Strümpfe aus und marschierte barfuß um den heiligen Kreis. Die Sonne hatte den Sandstein innig durchwärmt; ein wohliges Gefühl durchrieselte die nackten Sohlen und strömte wie ein elektrischer Strom erquickend nach dem Haupte. Dazu der muntere Ostwind, der vom kahlen Sebastiansberg herüber in meine Gedanken fuhr; in der Tiefe der Wälder ein hallender Schuß; in blauer Höhe ein Falke, der über dem seltsamen Kreisumwanderer auch seinerseits verwunderte Kreise beschrieb. Es war ein labsam Höhenbad!

Ich kam mir vor wie ein kleiner, beschaulicher, herzenseinfältiger Hirtenjunge auf frischer Weide. Und um meine Wonne an dem erquickenden Luftbade voll zu machen, stülpte ich die Hosen bis an die Knie auf und setzte dann als elsässischer „Wagges“, mit abwärtsgekremptem Filzhut, die Hände in den Taschen, meine Umwanderung des Druidenkreises fort.

Auch die Religionen sind sterblich? Es klingt „reif“, wenn man „mit der unbarmherzigen Logik des wissenschaftlich geschulten Denkers“ auch auf die Religion als „überwundenen Standpunkt“ zurück- und hinunterschaut. Es setzt das voraus, daß man höher stehe. Wäre der Gedankengang, der zu dieser Erhabenheit führt, nicht so durchsichtig, ich würde mich beinahe selbst für diesen hehren Standpunkt begeistern — falls dieser Mondkälte gegenüber das Wort Begeisterung am Platze wäre. „Da ist Buddha“, meint der Aufgeklärte, „mit so und soviel Millionen Namensbekennern, da ist Muhammed mit den seinen, da ist das Christentum mit seinen römisch-katholischen, griechisch-katholischen und evangelischen Christen; da sind die tausend Sekten der Christen, Buddhisten und Muhammedaner; da sind die tausend Fetisch- und Götzenreligionen — wer will sich da zurechtfinden? Ich verzichte auf Religion überhaupt.“

Er verzichtet. Denn in das Wesen der Religion hat er durch die Formen hindurch nicht zu blicken noch zu fühlen vermocht.

Ich zog langsam meine Schuhe wieder an. Im Hintergrunde führt eine Steintreppe in die Tiefe. Dort, an der feuchten Felsmasse entlang, weist ein kleiner Pfad nach der geräumigen Höhlung, die sich unter der überhangenden Klippe auftut.

Hier haben in grauer Urzeit Wassertiere gehaust, danach blutige Druiden, danach milde Mönche. Heute liegt der heilige

Raum verlassen, wie die einst geliebten Wälder drum herum. Die Menschheit hat sich in Städten eingepfercht; sie ist nicht mehr licht- und luftfroh wie einst, als man auf diesen Höhen der aufsprühenden Sonne opferte. Und nur von Zeit zu Zeit kommen sie sommerfrischelnd heraus und wandern mit dem Bädeker in der Hand durch diese Fülle von stillen Kräften und lebendigem Wachstum.

Den Blick des Besuchers fesselt ein länglicher Ausschnitt auf dem Steinboden, vergleichbar dem leeren Sarge einer ägyptischen Mumie. Es ist ein fränkisches Grab. Hier lag der Kopf, hinausblickend aus der Grotte, dem lichten Osten zu, auf das grüne Elsaß hinunter. Ich maß mit dem Wanderstock ab: ungefähr meine Länge. War es nicht ein herrlicher Gedanke von dem Manne, der hier lebte, in dieser grünen Wäldertiefe sein Grab zu meißeln, nicht umweint von Basen und Gevattern, einsam mit Gott, der seine Seele aus weiter Ferne in die große Stille hinüberrief? . . .

O, sterben laß mich, Herr und Gott,
Wie diese milden Blumen sterben!
Wirf du mich nicht im Stadtgewühl
Als Scherbe zu verbrauchten Scherben!

Ich will so lächelnd wie ein Kind
Mich betten in des Wasgaus Tiefe,
Und lauschen will ich, ob dein „Komm!“
Dein „Komm!“ mich nicht hinüberriefe!

„O horch, er ruft! Mein Wald, leb' wohl!
Du süßes Weib, auf Wiedersehen!“ . . .
Und lächelnd will ich wie ein Kind
Zu meinem Vater heimwärts gehen . . .

„Unsere Erkenntnis ist Stückwerk“, sprach einer. Die letzten Gedanken können wir nicht zu Ende denken, weil wir

rundum am Rande dieses Inselplaneten innehalten müssen. Da stehen wir dann, hinausschauend in das Meer der Unendlichkeit zu den vielen anderen Inseln, zu denen kein Nachen fährt. Nur wer das Unendliche umspannt, die große Harmonie des Weltalls, nur Gott selber ist die Wahrheit. Da steh' ich in einem stillen Sommerwalde der kleinen Vogesen, ein unendlich winziger Wicht in diesem gewaltigen Kosmos. Und die letzte Weisheit der vergänglichen Erde liegt zu meinen Füßen in Gestalt eines Grabes. Neben mir tropft in regelmäßigem Falle ein Wassertropfen vom feuchten Felsen, fernher in meine Träume hallend, wie das langsame Ticken der großen Weltenuhr . . . Wer will sagen, er habe keine Religion? Wer will diesem unergründlichen Weltall dummdreist und frech immer wieder gegenübertreten? Es gibt solche dummdreiste Menschen und Lehren durch alle Jahrhunderte hindurch. Aber Gott, die Seele und Lichtquelle der unübersehbaren Schöpfung, „lacht ihrer“ . . .

Lacht ihrer. Die indischen Veden zählt man billig zu den ältesten Urkunden des menschlichen und insbesondere arischen Geistes, voll Tiefsinn, voll würdevoller Erfassung des Menschen und seiner Beziehungen zum Unendlichen. Und ihr Deuter Wayasa bohrte tiefer als die meisten unserer heutigen Denker, denen die Weltgeschichte so vieles vorgedacht hat. Sie fühlten tiefer als die meisten von uns, die wir zum Fühlen so wenig Zeit und Sammlung und Erschütterungsfähigkeit besitzen, sie fühlten tiefer, jene Mondnachtsträumer am Himalaya, wie nichtig der Mensch ist, wenn er der Ewigkeit gegenübersteht. „Das Auge kann ihn, den Absoluten, nicht erreichen,“ sagt die Talabakar Upanishad, „noch die Sprache und der Verstand ihn fassen. Er ist von dem Bekannten verschieden und über das Unbekannte erhaben. Er, der nicht

gefaßt werden kann vom Verstande, aber den Verstand gemacht hat, ihn zu fassen. Er, der von keinem Auge gesehen werden kann, aber das Auge gemacht hat, ihn zu schauen. Er ist dem, der ihn für unbegreiflich hält, begreiflich; aber wer ihn für begreiflich hält, der kennt ihn nicht" . . .

Was den flachen Knecht des Alltags und des sogenannten gesunden Menschenverstandes irre macht an aller Religion — uns ist es eine Bestätigung, daß Religion einem tiefsten Bedürfnisse der Menschennatur entspringt und angesichts der offenen, unlösbaren Ewigkeitsrätsel um uns herum ewig entspringen muß. Unter allen Zonen, in allen Rassen, zu allen Zeiten. Über das Fragezeichen Tod und seine Vorgeschichte und Nachgeschichte und über die Millionen leuchtender Fragezeichen, die sich in jeder klaren Nacht da draußen auftun zu den Millionen der Fragen unseres Geistes, kommt niemand auf diesem winzigen Stern hinüber . . .

Am Nachmittag ging ich über das Gebirge zurück nach dem Oberhof. Durch wunderstille Täler führte mein einsamer Waldweg; ein Meer von Sonnenschein lag in diesen grünen Buchten; eine Flut lieblichen Harzgeruches strömte von allen Hängen.

Mehr und mehr träumten an diesem indischen Nachmittage meine Gedanken in die Ewigkeit hinüber. Eine stille Wanderung in Wäldertiefen gestattet ja willig ein Ausdenken der begonnenen Gedankenreihen. O ihr Wälder! Du Waldfrauenliebe da oben in der Heidenstadt — Schatten und Traum ist alles! Wenn es Herbst wird in deinem Leben, verträumter Wanderer, so moderst du als welker Ast 1,74 m lang in der Rasenschale dieses Sternes. Und wenn ein Weltallsoktobersturm in unser Sonnensystem braust, so fallen diese goldenen Planeten durch die blaue Nacht wie reife Äpfel vom Herbst-

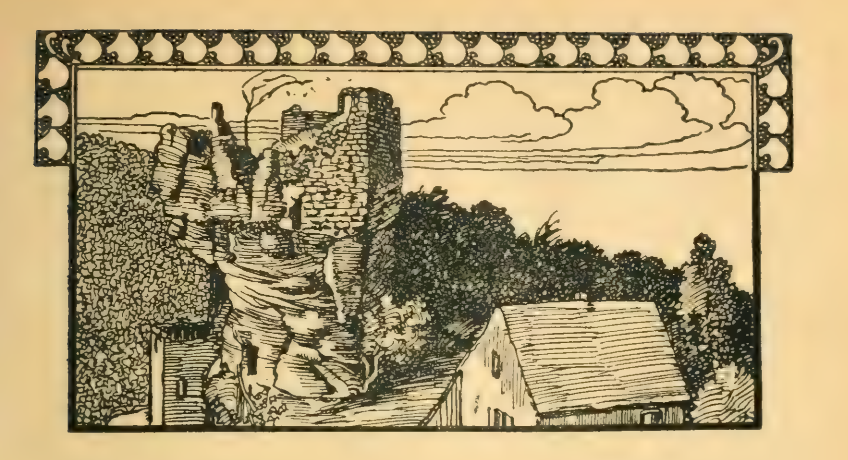
baume! „Die Welt ist nur Schein“ — das ist auch der Vedanta tiefste Weisheit. „Gott allein ist Wirklichkeit.“ Und sie zogen sich, um allein zu sein in und mit dem einzig Erstrebenswerten, dem „absoluten Geiste“, in die Schatten ihrer Banjanen- und Palmenwälder zurück, jene unsere arischen Blutsverwandten, die ein tiefes Sinnieren ebenso liebten, wie unser christlicher Westen das Mönchtum.

„Mönchtum!“ Was heißt dieses so unmoderne „Mönchsein“? Mönch ist der Mann, der sein Herz an nichts hängt als an Gott und seine Ausstrahlungen. Mönch sein, auch ohne Tannen- oder Palmenwald, auch mitten in der Welt, auch unbeschadet persönlicher Tatkraft — es ist die letzte Weisheit!

* * *

Tiefklar war die Sommernacht, als ich nach Hause ging. Über mir glänzten die goldenen Äpfel und leuchteten so lebensvoll, als könne niemals ihr Herbst kommen. Aber meine Seele lag, wie die kaum bewegte Abendluft, in einer tiefen Stille.





Ein Sturmtag auf Hohbarr

Wie sich der Wasgau bäumt!
Wie der heilige Hain
Der Heidenstadt, die am Tag so süß geträumt,
Lebendig wird im zuckenden Wetterschein!

Das wogt und braust, das drängt und kämpft
Dem gallischen Sturm entgegen!
Die Glut der rasenden Raufer dämpft
Umsonst ein Prassel-Regen
Und Blitz um Blitz und Schlag um Schlag!
Kampfjauchzen bis zum jungen Tag!
Bis unsere Zaberner Glocken
Zum Wasgau-Sieg frohlocken!

Ha du, nun funkelst du wieder
Im kräftigen Morgenlicht!
Frisch leuchtet mir entgegen
Dein helles Bauerngesicht!
Grüß Gott, mein junger Wasgau,
Grüß Gott, viellieber Gesell!
Mein Herz und deine Höhen,
Nun sind wir wieder hell!



Das war ein kraftvoller Tag, als die Wälder von Hohbarr und Geroldseck in Sturmwogen um unsere aufgerüttelten Seelen rauschten! Im Mittagszauber der Heidenstadt und an der ernsten Michaelskapelle hatte der Wasgau geträumt. Heut' aber hatte er eine Stimme bekommen, alle Wälder waren lebendig, der Hochwald hatte sich aus einer Äolsharfe in eine Sturmposaune verwandelt, er war nicht wieder zu erkennen!

Auch toben also und schelten kannst du, wandlungsfähiger Poet? Alle Welt hätte aus deinem letzten Träumertage geschlossen: „Ein müder Mönch ist dieser sommerliche Wasgau! Alle Kraft ging dem Weichling aus!“ Und heute — was für eichenbrechende Sturmkraft entfaltet der erwachte Träumer!

Die ganze Nacht hindurch hatte unser Waldgebirge gekämpft unter der Wucht und Wut schwerer Gewitter. Die westlichen Horizonte standen in Flammen; zwei, drei Wetter zumal warfen ihre violetten Feuerscheine über die unaufhörlich tosenden, regenüberprasselten Wälder der schwarzen Höhe. Gegen Morgen verzog sich der Feind; matt stand das Gebirge; wir hier unten im Tale schliefen endlich ein. Aber als ich mit meinem Reisegefährten in die Dämmerung hinaustrat, empfingen uns dicke Regenströme, mißmutige Rückzugsmassen der rheinabwärts zurückgeworfenen Gewitter. Unter laut übertrommelten Schirmen, durch spritzende Pfützen begann ich meine zweite Fahrt, diesmal mit einem Freunde, in die Berge des „lieben Friedens“.

Erst aus dem noch dunklen Schillersdorf nach Station Ingweiler, dann Eisenbahnfahrt, dann, wieder mit Schirm und Mantel, durch Zabern, aufwärts nach Hohbarr.

Über der Pforte nach Frankreich, über dem Tres-Tabernä der Römer, über der späteren Bischofsstadt Zabern erheben sich, von unten auf dem weit zurückliegenden Berge nicht auffallend bemerkbar, die stattlichen Felsen und spärlichen Trümmer der ehemaligen Bischofsburg Hohbarr. Auch dieser Waldberg reckt sich wie eine Halbinsel dunkel über die hellgrüne, bunt besiedelte Ebene. Aber er hat eine so langsame Steigung, daß die Burg, die seine Spitze krönt, wohl eine Stunde weit von Zabern abliegt, trotz der geringen Höhe von nicht einmal 500 Metern.

Auf dem flachen Bergrücken, den wir nun erklommen haben, eine Viertelstunde hinter Hohbarr, ragten einst die Schutzburgen der nahen Abtei Mauersmünster, Groß- und Klein-Geroldseck. Drei Burgen auf einem Berge. „Drei Schlösser auf einem Berg, drei Kirchen in einem Tal hat das Elsaß allüberall.“ Und gegenüber, jenseits des Zorntales, eine vierte: die Raubritterburg Greiffenstein! Hier sind wir in einer geschichtsreichen Ecke.

Als wir den bequemen Sandweg zwischen Zabern und Hohbarr emporstiegen, begann ein tapferer Ostwind dem letzten Gewittergewölk zu Leibe zu gehen. Und im Umsehen waren die grauen Massen über Zaberner Steige und Karlssprung nach Nordwesten gejagt. Bald zauberte der Schwarzwald ein tiefes Blau hinter der scharf abgegrenzten Rückzugslinie empor; und als wir durch den Torbogen von Hohbarr in den geräumigen Schloßhof traten, schüttete die aufjauchzende Sonne ein Füllhorn von Glanz und Licht über den Leib des Gebirges und die braunen Felsmassen der Trutzburg unsrer Straßburger Bischöfe.

Jetzt gab ein frisches, fröhliches Windwetter dem Tag sein Gepräge. Kein Träumen kam da auf.

Wir setzten uns auf die vordere Terrasse, unter noch tropfende, duftschwere Sommerlinden, hängten unsere Überzieher um und versenkten uns in diesen stählenden Anblick einer regengesättigten Morgenebene.

Dies dampfende Elsaß! Und da neben uns — dieser funkelnde, behaglich sich sonnende, durch und durch nasse Wasgau! Grüß dich Gott, streitbarer Sturmwald! Du sollst uns Meister sein, wahrlich, wie im innigen Träumen, so im grimmigen Aufbäumen, wenn der altböse Feind unser Herzensgrün rauben, unsere Seelenkraft brechen will! Und kommt

trotz alledem der unbezwingliche Winter, wohlan, so hüllen wir uns beide in ein Weltfluchtgewand von Schnee und Eis! So warten wir beide in stolzer Innerlichkeit, bis ein neuer Lenz mit neuem Amselruf unsere ruhende, nicht tote Kraft zur Betätigung zurückruft!

Schönheit und Kraft — das war der Inbegriff der Stimmung, die an diesem gewittergestärkten Sommermorgen über dem nassen Lande funkelte. Wahrlich, es ist nicht zu verwundern, wenn der annektionslustige Ludwig XIV., als er aus den Vogesen herausritt und nun den schimmernden Garten Elsaß vor sich sah, in den Bewunderungsruf ausbrach: „Quel beau jardin!"' Auch heute morgen lag das Elsaß als ein frischbegossener Garten vor unseren Blicken. Die fernsten Giebel und Fenster prangten wie Edelsteine, mit wunderbarer Deutlichkeit, aus diesem Funkenmeere; der fernste Glockenklang oder Lokomotivenpfiff zitterte klar durch die dünne Luft. Nordwärts die lichte Michaelskapelle, die wie eine weiße Blume aus grünen Hängen grüßt; da unten das rauchende Zabern, aus dessen Häusergewebe das Kupferdach des früheren Bischofspalastes (Kardinal Rohan), jetziger Kaserne, blendend heraufschimmert; weithin vor uns die zahlreichen Dörfer, das bunte Äckernetz unseres schönen Gaues; im Hintergrunde der graue Kalkstein- und Muschelkegel des Hexenberges Bastberg, von dem einst Goethe bewundernd das Elsaß überschaut hat; links hinten in den Gebirgen die Burg Lichtenberg; und noch weiter dahinter, im dunstigen Horizont verschwimmend, der letzte sichtbare Berg des hier in einem großen Kranze das Unterelsaß umschmückenden Vogesenzuges: der Liebfrauenberg, an dessen Fuß die Schlacht von Wörth den Krieg von 1870 eingeleitet hat.

Von drei Seiten her ziehen sich blitzende Eisenbahn-

schienen durch dieses fruchtbare und holde Gelände, auf Zabern zu, um sich hier vereint in den einzigen Schienendurchgang zu stürzen, der sich neben dem kühn durch die Berge gebrochenen Rhein-Marne-Kanal nach Frankreich hinüberdrängt: dort von Buchsweiler herauf, an den nördlichen Vogesen her; rechts von Wasselnheim herunter; und auf uns zu, dort quer durch das Flachland, von Straßburg und Stuttgart, Wien, Konstantinopel nach Avricourt und Paris. Ein fernes, dumpfes Getöse erschüttert unseren Berg, wenn sich ein dröhnender Zug mit wehender Rauchfahne und langem Lokomotivenruf in den vordersten Tunnel stürzt.

Als man dieses behende Verkehrsmittel noch nicht kannte, mußte eine feste Paßstraße, die „Zaberner Steige", den Völkerschwall von Osten nach Westen zueinander bringen. Unseres Goethe Schilderung dieser Straße in „Dichtung und Wahrheit" ist zwar sehr durch ungenaue Erinnerung übertrieben, aber es ist immerhin ein achtunggebietendes Werk von unabsehbarer Dauerhaftigkeit. Jetzt nur von Lothringer Fuhrleuten mit „Hü" und „Hott" belebt; einst aber das Einfallstor für eine Unmenge schandbaren Raubgesindels.

Hier brachen 1365 und 1375 wie Heuschreckenschwärme die „wilden Engländer" ins Land. Die „wilden Engländer", ursprünglich im Dienste der Frankreich bekriegenden Engländer, waren Söldlinge des französischen Ritters Enguerrand von Coucy, der mit den Habsburgern wegen der Grafschaft Pfirt im Streite lag. Es war wohl ein unheimlicher Anblick, als die blutgewohnten Banden in buntester Tracht und Bewaffnung, hier einer mit einem mannslangen Henkerschwerte, dort mit einem breiten Sensenspieß, der mit einem abgeschabten „Gugelhut" — der übrigens nachher eine Weile bei uns Mode wurde —, jener mit einem dicht mit Federn

beschwerten Barett, alle aber in bunten Flicken, Lappen und Troddeln, und alle mit vernarbten Mordgesichtern und verwilderten Schnauzbärten — es ging ein Beben durchs Land, als diese Gesellen die Zaberner Steige herabtosten ins reiche Elsaß! Wohl stießen sie gelegentlich auf mannhaften Widerstand, namentlich droben in der Schweiz, wo das Volkslied von den Bernern sang:

> Der Bär schrie: „Du magst mir nit entrennen,
> Ich will euch schlagen, stechen und verbrennen!“
> Zu England und zu Frankreich
> Die Witwen schrien allegleich:
> „Ach Jammer, ach und weh!
> Gen Bern soll niemand reisen meh!“

Aber erst als Enguerrand de Coucy mit einer Geldsumme entschädigt war, rief er seine Truppen zurück.

Nicht minder handfest wurde im folgenden Jahrhundert von den Armagnaken, welche der kurzsichtige Kaiser Friedrich III. gegen aufrührerische Eidgenossen ins Land gerufen hatte, geschunden und geschändet. Ihren Namen hatte die Bande von ihrem Führer, einem Grafen von Armagnac, der übrigens damals schon tot war; unser Volk nannte sie die „armen Gecken“ oder auch schlechtweg „Schinder“. Allenthalben begann nun, da man am kläglichen Reiche so gar keinen Rückhalt hatte, ein erbitterter Kleinkrieg mit diesen Banditen. Am berühmtesten wurde die Schlacht am Kirchhof von St. Jakob bei Basel. 1650 Eidgenossen, unter Beihilfe von Mülhäusern, warfen in stürmischem Anlauf die Reitervorhut des Seigneurs de Beuil über die Birs zurück und drangen im Siegesrausch auf die ganze zehnfach so starke Übermacht von Reitern und Fußvolk ein. Aber zusammengedrängt auf den Kirchhof von St. Jakob fielen die Helden Mann für Mann

nach tapferster Gegenwehr; ihre Niederlage aber war ein Sieg. 6000 Mann hatte der Dauphin verloren.

Auch den Bauernkrieg hat diese Zaberner Ecke gründlich zu kosten bekommen. Erasmus Gerber von Molsheim, der Anführer eines starken Bauernheeres, hatte sich ins feste Zabern geworfen. Ihm und seinen Bauern versprach der Rächer der „heiligen Ordnung", Herzog Anton von Lothringen, freien Abzug, wenn sie die Stadt überliefern und Urfehde schwören wollten. Mit weißen Stäbchen kamen die vertrauensvollen Landleute heraus und legten ihre Waffen vor dem Tore nieder. Da entstand zwischen einem Bauern und einem Landsknecht ein Wortwechsel, und plötzlich erscholl der verhängnisvolle Ruf: „Schlagt drauf! Der Herzog erlaubt's!" Fürchterliches Gemetzel! Drei Tage lang Treibjagd auf wehrlose Bauern! Achtzehntausend deckten die Felder zwischen Zabern und Lupstein. In der Kapelle von Lupstein befindet sich jetzt noch aus jenen Tagen her ein Haufe hochgetürmter Bauernschädel. Held Anton zog dann nach Schlettstadt und düngte mit weiteren 10000 Bauern die fruchtbaren Äcker von Scherrweiler und Kestenholz. „Des Landes Auge" nannte man Burg Hohbarr auf dem Konzil von Konstanz — wahrlich! „Des Landes Auge" sah Elend über Elend mit Flammenfüßen über dies schöne, verwüstete und immer wieder aufblühende Grenzland gehen, von Julians Alemannenschlacht drüben am Rheinufer, 357 — der hier bei Zabern sein Feldlager hatte —, als die noch einmal mit Mühe zurückgeworfenen Germanen des „überall hinbrausenden" Chnodomar auf Schilden über den Rhein zurückschwammen, bis zu den nächtlichen Feuerkugeln, die 1870 in das belagerte Straßburg den Brand trugen.

Am härtesten von allen Kriegen aber spielte dem Elsaß der Dreißigjährige Krieg mit; da wurden ganze Ort-

schaften, die nicht wieder erstanden, vom Erdboden weggebrannt; ganze Dörfer verödeten, weil ihre flüchtigen Bewohner draußen in der Wildnis durch Hunger, Schwert und Pest das Leben verloren hatten. In einem Bericht an seinen König schrieb der spätere Intendant des Elsasses, Marquis von Lagrange: „Diese Bevölkerung, deren Naturell ein so heiteres ist, daß man früher nichts als Geigen und Tanzen sah, ist durch den (Dreißigjährigen) Krieg auf zwei Drittel ihres früheren Bestandes herabgebracht worden. Man ersieht aus alten Verzeichnissen, daß vor dem Kriege die Anzahl der Dörfer, Familien und Haushaltungen um ein Drittel höher war.“

„Bet, Kind, bet,
Morje kommt der Schwed',
Morje kommt der Oxesterne (Oxenstierna),
Der wird dich das Beten lerne“ —

hieß ein Sprüchlein jener Zeit, das ich noch aus dem Munde meines Großvaters oft vernahm.

Aber ein Aufatmen war der Westmark erst wieder vergönnt, als Ludwig XIV. nach den Raubkriegen, deren Wucht gleichfalls auf dem Rheinlande lag, seine Beute unter Dach und Fach hatte; als das blutende Deutschland völlig niedergerungen, matt, kaum noch atmend, am Boden lag; als das letzte deutsche Bollwerk, die freie Reichsstadt Straßburg, 1681 in Frankreichs Hände kam. Jetzt diktierte Frankreich der Welt den Frieden; es hatte, auf des gebrochenen Deutschlands Kosten, seine „natürlichen Grenzen“.

Damals, besonders durch Turenne und Montclar, wurde der Wasgau seiner meisten Burgen entkrönt. Auch „des Landes Auge“ brach; es hatte in jenem Kriegsjahrhundert genug Herzeleid gesehen. Die Zaberner Bürger halfen bei

Brechung der Burg mit, um sich, wie es im Ratsprotokolle heißt, „die Franzosen ehender vom Halse zu schaffen“.

* * *

Wir hatten auf steiler Leiter den vorderen der gebüschüberwachsenen und efeuumwucherten Sandsteinfelsen erklettert. Nun übersah man die wenig erhaltenen, aber leidlich umfangreichen Reste der ehemaligen Bischofsfeste. Die drei Felskolosse freilich, die der Burg Gerippe und Rückgrat bildeten, konnte keine Zeit wegschwemmen. Sie überragen in tüchtiger Höhe die Fläche des Burghofes, breit, mit wenigen Mauerresten geschmückt, durch Leitern zugänglich gemacht. Die Burgfläche selbst ist heute durch ein Gasthaus, eine offene Balkenhalle und eine geschlossene Halle zeitgemäß belebt und erfreut sich als prächtiger Aussichtspunkt häufigen Besuches.

Durch vierhundert Jahre etwa, vom 13. bis zum 17. Jahrhundert, saßen hier, in wesentlich anderen Hallen und Gemächern, die Bischöfe der freien Reichsstadt Straßburg. Und man kann nicht sagen, daß sie von diesem „Auge des Landes“ aus allzuviel Erfreuliches schauten. Denn die Straßburger waren eigensinnige und selbstbewußte Freiheitsfreunde. Und als dem Bischof Walter von Geroldseck um 1260 etliche Rechte von den Straßburgern verringert wurden, fingen die geistlichen Herren Händel an. Bei Oberhausbergen kam es zur Schlacht; und wie später bei Azincourt, wurden die bürgerlichen Bogenschützen über die schwerfälligen Panzerpferde und geharnischten Ritter Meister. Mehr als 60 vornehme Gefangene führte das siegreiche Straßburg heim. Dieses Gehader zwischen Bischof und Stadt fand immer wieder neue Nahrung; und es erreichte seinen vorläufigen Endpunkt erst, als am 20. Februar 1529 der Ammeister nach beendeter Abstimmung den feierlich

sich erhebenden und das Barett abnehmenden Schöffen von der Einführung der Reformation in folgenden Worten Mitteilung machte: „Bei Schöffen und Ammann einer löblichen Freien und Reichsstadt Straßburg: Die Messe ist aberkannt.“

Und doch — die Bischöfe blieben zuletzt doch noch Sieger! Sieger freilich zunächst mit Frankreichs Hilfe, wenigstens des französischen Königtums, denn die Revolution jagte dann den letzten Zaberner Bischof, den glänzenden Rohan, ins Exil. Ein wesentlicher Förderer der Annektion des ketzerischen Straßburgs, ein deutscher Reichsfürst, der aber von Ludwig XIV. ein Jahresgehalt bezog, war der Bischof Franz Egon von Fürstenberg. Die Residenz der Bischöfe war, seit der Evangelisierung Straßburgs, das schöne Zabern. Und zwischen Paris und Zabern liefen damals fortwährend Aufträge und Berichte, Geschenke und Dankschreiben hin und her. Es war demnach der wahre Endpunkt eines Kirchenkampfes, der schon unter den Hohenstaufen begonnen hatte: als im Oktober 1681 der Bischof Egon von Fürstenberg mit französischen Truppen in das nun französische Straßburg einzog; als das Münster dem katholischen Kultus zurückgegeben wurde; als der deutsche Bischof unter dem Portal des herrlichen Baues (23. Oktober) dem französischen König Ludwig XIV., der seine neue Stadt besuchte, mit den Begrüßungsworten entgegentrat: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren.“ . . .

Das sind die seltsamen Schicksalsläufe, die sich von der kraftstrotzenden Hohenstaufenzeit bis zu ihrer Endfolge, der Reformation, und von der Reformation zur Folge der Reformation, zum Dreißigjährigen Kriege, und von diesem zu seiner nächsten Folge, dem Französischwerden unseres Elsasses, — und von da zum Wiederdeutschwerden, in den Sommerschlachten von 1870, auf dieser überschauenden Bischofsburg aufdrängen.

Wohl hat es Zeiten gegeben, da waren die Fürsten der Kirche weniger streitbar als etwa der sattelfeste Berthold von Buchegg, da vergaßen sie sogar ihr edles Amt derart, daß sie zu — Vorsitzenden eines Zechervereins wurden. Bischof Johann von Manderscheid war solch einer: auf eben diesem Hohbarr rief er 1586 die berüchtigte „Hornbrüderschaft“ ins Leben. Wer sich dieses eigentümlichen Ordens würdig erweisen wollte, der mußte ein Horn voll Wein in einem Zuge leeren. Der Memoirenschreiber Herzog von Bassompierre bestand die Probe schlecht; fünf Tage lang lag er zu Zabern krank, und zwei Jahre hindurch konnte er keinen Wein mehr riechen. Aber später trank auch er sich zu der verlangten Leistung empor. Ein halbes Jahrhundert hindurch hat die Hornbrüderschaft geblüht und gezecht.

Wir saßen an der Flaggenstange, wo einst der Turmwart seinen Auslug gehalten. Der herbe Ostwind trieb uns wie Spätherbstblätter die Geschicke dieses Grenzlandes vorüber. Ja, das ist hier, zumal wenn man noch die gegenüberliegende, früh zerstörte Raubritterburg Greiffenstein hinzunimmt, eine rechte Zank- und Kriegsecke. Aber, wie vor zwei Jahrtausenden über den Kämpfen der Germanen und Römer, funkelt die gelassene Morgensonne auch heute über der Ebene, und wird auch morgen auf neuen Waffenglanz herabfunkeln. Kein Ende, kein Ende! Wir hier, an der Grenze zweier großer Kulturen und Nationen, wir werden mehr gerädert von den Mühsalen der Weltgeschichte, als die glücklicheren Binnenstämme. Wohl werden wir auch mehr gestählt, fühlen uns aber auch öfter all des Treibens müde. Immer wieder in dies Treibrad hinunter? Immer wieder mitkämpfen und das Erkämpfte verlieren und das Verlorene wieder erringen? Als das Römerreich nach allen Weltenden hin soldatisch sich aus-

gelebt hatte, war es reif für die große Vergeistigung des Christentums. Sollte nicht auch dieses kleine Elsaß, das noch einmal unter dem Welteroberer Napoleon vorzügliche Soldaten und Generäle geliefert hat, den Anfang machen mit einer bedeutenden Weltanschauung religiöser und künstlerischer Natur?

So stark und laut in dieser Ecke die Geschichte spricht, immer wieder nehme ich mir die eine Lehre heraus: Einsamkeit und Einkehr! Immer wieder Einsamkeit und Mönchsein predigt mir jeder Ausblick von stiller Wasgauhöhe.

Und dennoch! Es klingt da ein Ton mit unter, ein Hornruf dringt durch dies scheinbar so wirre, so ordnungslose, so sinnlose Kampfgetöse, der mich immer wieder aufhorchen läßt, der mich packt, der mich festhält. Diese Schweizer von Sankt Jakob, diese Bürgerkämpfe von Straßburg, diese Krieger von Wörth — es tönt da etwas aus diesem Kampfgewirre, das mir fast so edel und poesievoll scheint wie der edelste Klausnergedanke. Ich sehe da eine Fülle von Poesie der Tat. Nicht der Tat als solcher, nicht des Raufens um des Raufens willen, sondern der Tat, die als tragische Notwendigkeit in eine große, unentwirrbare Folge von Ursache und Wirkung, Schuld und Sühne verflochten ist, und der Tat, die aus freiem Willensentschluß entsprang, weil die Pflicht für die Gesamtheit gebot. Notwendigkeit, und die tiefe Demut, den tiefen Ernst, den sie im Weitblickenden wachruft; Pflicht, und die freudige und befreiende Tatkraft, die ihre Helden auszeichnet — das ist der Zweiklang, der nun sofort Harmonie brachte in dies nur scheinbar unharmonische Gewirre der Weltgeschichte!

Notwendigkeit und Pflicht! Ja, das allein läßt eine gedankliche und künstlerische Verklärung des Tatendranges zu,

eine Veredelung, nicht Ertötung der berechtigten und gottgeschenkten Glut des Temperamentes. Das drängt dich aus Weltflucht wieder hinab zur Weltüberwindung, zur Weltverklärung. Ob dich die Auflehnung deines müde gewordenen, feineren Ichs gegen die Massenflachheit der Zeit noch so sehr zu stolzer Einsiedelei treibt; ob du noch so sehr, wie Cromwell in der Lasterzeit der Stuarts, wie Friedrich der Große in der flachen Rokokozeit, ein herber Klausner seiest: das Wort „Pflicht!" gestattet dir nicht mehr, dich liebend oder lieblos abzuschließen. Wie sprach der Held von Sanssouci noch als abgelebter Greis? Der Pflichtbegriff gab ihm Rückgrat: „Die Spanne Zeit, die mir noch bleibt, muß ich wohl benützen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate." Und dieser Staat, dieses Volk und Vaterland, das solche Anforderungen stellt, ist nicht etwa als Masse mehr oder minder schlechter oder dummer Menschen meiner höhenmenschlichen Verachtung wert: auch das Vaterland muß von verklärendem Standpunkte aus idealisiert werden. Dann nur kann es erzieherisch auf den Erzieher rückwirken. Denke dir unter „Vaterland" — ebenso wie die Kirche von einer „Gemeinde der Heiligen" spricht, die sich gleichfalls auf Erden nicht versichtbart — denke dir unter deinem Volke die Edelsten und Besten an Geist und Herzen, ob im armen Handwerkskittel, ob im Fürstengewand! Sie sind dein unsichtbares Vaterland, mitten im sichtbaren, das so viel dumpf gleichgültige Kinder erzeugt. An ihnen läutere dich, mit ihnen umpanzere dich, als mit einer Gefolgsschar, die so leicht keine Alltäglichkeit niederzwingt. So bist du Mönch und doch nicht allein; so bist du frei und doch voll freudig zu erfüllender Pflichten! Ja, wenn es gelingt, fern von Hurrapatriotismus seinen Vaterlandsbegriff so hoch zu stellen, daß er ihn mühelos mit seinem Religionsbegriff

vereinigen kann, daß ihm Pflichten gegen das himmlische und Pflichten gegen das irdische Vaterland aus ein und derselben Quelle ineinanderfließen — der hat sich einen Idealismus errungen, der erhaben ist über die Alltäglichkeit und doch nicht in Schwärmerei sich verflüchtigt. Der ist Kind und Mann, Gotteskind und Staatsbürger, Weltfremder und Weltverklärer zugleich. Dort durch treues Festhalten der Hand Gottes hinweggehoben über Versumpfung und Verbitterung; hier durch markiges Auf-der-Erde-Stehen bewahrt vor Schwärmerei und Weichlichkeit. Gib mir, gib uns allen, ewiger Gott, dies durchgöttlichte Menschentum und Deutschtum! . . .

Aus den Wäldern um Geroldseck klang ein Waldhorn im Wind herüber, wie zustimmender Gruß der dort schlafenden Helden. Aber unter uns jagten nach wie vor Eisenbahnzüge, und ihre Lokomotivenpfiffe mischten sich mit den heiteren Hornweisen von Geroldseck. So woben sich Gegenwart und Vergangenheit ineinander; unsere sonnige Felsenhöhe überragte beide. Es schien uns sinnvoll, daß sich auf eben diesem Flecke einmal ein sechzehnjähriger Pächtersjunge einen ganzen Pandurentroß vom Leibe gehalten, die unter Oberst von der Trenk die Zaberner Steige besetzt hielten (1744). Eine Ziege, die an diesem Buschwerk Futter fand, gab ihm Nahrung; und mit höchst gewöhnlichen, aber wirksamen Steinen setzte der Bauernjunge seinen Verfolgern zu. Den mutigen Burschen haben die wilden Magyaren nicht erwischt; er behielt seine Höhe inne, und die Fremdländer zogen mit ungarischen Flüchen wieder aus dem Lande. Auf einem tapferen Fleck also sprechen wir von tapferen Gesinnungen und Taten!*)

*) Unter dem Titel „Der Pandurenstein" ist dieser Vorfall novellistisch gestaltet in meinen „Helden" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Nun stand uns dies blutgedüngte Elsaß in einer weihevollen Beleuchtung. Als unser deutsches Vaterland im Elend versank, da wurde dieser Gau losgerissen von Deutschland und als sichtbares Zeichen unseres Elends vom französischen Banner überflattert. Und als das Vaterland wiederum zur Kraft erwacht war, da war es wieder das Elsaß, dessen Rückeroberung dort und hier Deutschlands erneute Kraft versichtbarte. „Elsaß“ — Stichwort für Deutschlands Schwäche und Deutschlands Stärke! Oh, die Elsässer, die unter den Donnern des Krieges zum Bewußtsein erwachten, — hoch aufatmen müßte dies junge Geschlecht, zur edelsten Tatkraft müßt' es sich verpflichtet fühlen, daß sie vom Herrn der Welt so recht im Entscheidungspunkte der Geschicke zweier großer Rassen und Kulturen auf diesen Stern gesandt wurden. Es müßte ihnen ein eindringlich Gebot sein, ihre aufblühende Kraft voll dem aufblühenden Reiche zur Verfügung zu stellen, das jung ist und zukunftsstark wie sie! „Elsaß“ — Stichwort einer künftigen europäischen Kultur: grüß' euch Gott, ihr neuen Horizonte! . . .

Sonne vom Schwarzwald, säume nicht!
Über das Elsaß wirf dein Licht,
Über die Eichen im Wasgau!

Geliebtes Volk, brich aus, brich aus!
Dir webt aus Licht und Sturmgebraus
Eine Fülle von Kraft der Wasgau!

Hört ihr die Stimmen im wilden Tann?
Es bricht ein Singen im Hochwald an:
Die Wasser erwachen im Wasgau!

Was Oststurm und Zeitgeist — wir waren Feuer und Flamme! Und da fuhr uns ins Gedächtnis, daß ja in diesen

glänzenden Julitagen (1895) überall in Deutschland die Erinnerungsfeier des großen Krieges festlich begangen wird! Hatte nicht vor einigen Tagen der redegewaltige Treitschke in der Berliner Hochschule eine markige Festrede in die Herzen seiner Studenten gerufen? Heraus das Zeitungsblatt, das diese Rede auch nach dem Elsaß geweht, ein umschirmtes Plätzchen auf diesem umsausten Felsen gesucht, und den Schluß dieser Rede dem ganzen Elsaß gehalten!

„Nicht alle Blüten jener hocherregten Tage sind zu Früchten ausgereift. Wir hofften damals, der begreifliche Groll der Besiegten würde in zwei Jahrzehnten sich mildern und ein freundnachbarliches Verhältnis zwischen den beiden, durch gemeinsame Kulturzwecke so eng verbundenen Nationen wieder möglich werden. Wir hofften umsonst! Unerwidert, aber unversöhnlich klingen uns über die Berge des Wasgaus die Stimmen des Hasses entgegen; ernste Gelehrte sogar muten uns zu, die altdeutsche, durch Hekatomben unserer Männer wiedergewonnene Westmark freiwillig wieder herauszugeben, eine freche Beleidigung, die wir nur im Bewußtsein unseres guten Rechtes mit kalter Verachtung erwidern können! Es ist nicht anders, der Krieg von 1870 wirkt in der Gestaltung der Staatengesellschaft viel länger nach, als einst die Befreiungskriege. Der unbelehrbare Haß unserer Nachbarn bannt unsere auswärtige Politik auf eine Stelle, erschwert ihr die überseeische Machtentfaltung. Es war der Lauf der Welt, daß nach dem Siege der Waffenstillstand der deutschen Parteien gekündigt wurde. Immer roher und gröber gestalteten sich von Jahr zu Jahr die Parteikämpfe; sie bewegen sich selten um politische Gedanken, meist um wirtschaftliche Interessen, sie schüren den Klassenhaß, bedrohen den Frieden der Gesellschaft.

„Diese Vergröberung der Politik hat ihren tiefsten Grund in einer bedenklichen Wendung unseres gesamten Volkslebens . . . Eine demokratisierte Gesellschaft trachtet nicht, wie die Schwärmer wähnen, nach der Herrschaft des Talentes, das immer aristokratisch bleibt, sondern nach der Herrschaft des Geldes oder des Pöbels, oder auch nach beiden zugleich. Erschreckend schnell schwindet dem neuen Geschlechte, was Goethe den letzten Zweck aller sittlichen Erziehungen nannte, die Ehrfurcht: die Ehrfurcht vor Gott, die Ehrfurcht vor den Schranken, welche die Natur den beiden Geschlechtern und der Bau der menschlichen Gesellschaft den Begierden gesetzt hat; die Ehrfurcht auch vor dem Vaterlande, das dem Wahngebilde einer genießenden, geldzählenden Menschheit weichen soll! . . . Wo jeder über jedes, nach der Zeitung und dem Konversationslexikon mitredet, da wird die schöpferische Kraft des Geistes selten, und mit ihr der schöne Mut der Unwissenheit, der den selbständigen Kopf auszeichnet. Die Wissenschaft, die einst, zu weit in die Tiefe hinabsteigend, das Unergründliche zu erweisen suchte, verliert sich in die Breite, und nur vereinzelt ragen die Edeltannen ursprünglicher Gedankenkraft aus dem niederen Gestrüpp der Notizensammlungen empor.

„Das alles sind ernste Zeichen der Zeit. Aber niemand steht so hoch, daß er sein Volk nur anklagen dürfte; wir Deutsche zumal haben uns durch maßlose Tadelsucht oft an uns selbst versündigt. Und niemand darf sagen, daß er sein Volk wirklich kenne. Im Frühjahr 1870 ahnten die Frohesten selber nicht, daß unsere Jugend schlagen würde, wie sie schlug. So wollen auch wir hoffen, daß heute in den Tiefen unseres Volkes verjüngende Kräfte wirken, die wir nicht ahnen . . .

„Ihnen vornehmlich gilt unsere Feier, Kommilitonen!

Aufzuschauen, hochgemut der Zukunft zu vertrauen, nicht die Taten der Väter zu verachten oder zu versinken im Gezänk des Tages, das ist der Jugend Recht und Glück! Sie haben das Vaterland gefunden, ohne Ihr Verdienst, dies einige Vaterland, das zum Heile der Menschheit von Fehrbellin bis Leuthen, von Belle-Alliance bis Sedan immer höher stieg. In ihm bleibt Raum für jede starke Manneskraft, und die beste ist ihm kaum gut genug. Sollte je die Stimme des Kriegsherrn Sie unter die Fahnen des Adlers rufen, dann werden Sie nicht schwächer sein wollen an Mut und Treue, an Gottesfurcht und Hingebung, als die alten Berliner Studenten, deren teure Namen wir auf dem Marmor in unserer Aula bewahren. Mag Deutschland Arbeiten des Friedens oder Taten des Krieges von Ihnen heischen, immer beherzigen Sie das Gelübde, das einst der Dichter, niederschauend auf die Leichenfelder um Metz, in unser aller Namen ablegte:

> Nimmer soll, das ihr vergossen,
> Euer Blut umsonst geflossen,
> Nimmer soll's vergessen sein!

Und nun, hochansehnliche Versammlung, wie bei allen vaterländischen Festen unserer Hochschule, gedenken wir in alter Königstreue ehrfurchtsvoll des Herrschers, der unser Reich mit seinem Zepter schützt. Gott segne Seine Majestät unseren Kaiser und König! Gott gebe ihm ein weises, gerechtes, festes Regiment, uns allen die Kraft, das köstliche Vermächtnis glorreicher Zeiten zu wahren und zu mehren.

Hie gut deutsch allerwegen! Stimmen Sie mit mir ein in den Ruf: Es lebe Kaiser und Reich!" —

Ja, so sei es! Charakterkraft blühe wieder auf in Kunst und Leben, vom schimmernden Wasgau bis an die schimmernde Ostsee! . . .

Gib mir eine Sturmposaune,
Herr, mir einen Riesenknüttel —
O, das gäb' ein wunderfröhlich
Schlaffen Volkes Aufgerüttel!

Deine Stimme will ich, Sturmwind,
Daß ich diesen Schlaffen sage:
Lebt ihr, nun, so lebt als Männer
Und laßt ab von Weibesklage!

Lebenskraft — dies Einzig-Eine
Gab der Schöpfer zum Befehle
Seinen Blumen, seinen Bäumen,
Seiner Menschen Edelseele!

Und nur eine Sünde weiß ich
In der Völker Lebenstagen: —
An des Lebens reinem Urquell,
An dem starken Gott zu zagen!

Ränzel auf den Rücken, gestärkten Sinnes zum Burgtor hinaus, und unter Sturmgesängen in die rauschenden Wälder von Geroldseck!





Großgeroldseck

> Ach, was wißt ihr denn, was ich will und kann!
> Bürschlein, werdet vor allen Dingen Mann!
> Lernt des Lebens Marmorblock behauen!
> Formt euch selbst zum Kunstwerk, schön zu schauen!
> Bleibt in kleinlichen Nöten groß und heiter —
> Alsdann, Männer, sprechen wir weiter!



Ränzel auf den Rücken und unter Schlachtgesängen in diesen alles verschlingenden Sturmwind!

Komm, roll' über uns, Wasgausturm, der mit so aufrüttelnder Kraft diesen schlaffen Juli im Nacken packt! O Lust, einzutauchen in diese lebendigen Tiefen, mitten hinein, in diese brausende Brandung des Hochwalds! Komm, Wasgau-Sturmwind, wir bedürfen dein! Waldmusik hat mich großgezogen, mit Wonne hab' ich als Kind ihr gelauscht in meinem regenüberbrausten Dorfe, wenn die Tropfen der Herbstnacht ans Fenster klatschten, wenn alle Wipfel wehklagten draußen in wilder Nacht — so

komm du wieder! Diese Bürger peitsche du auf, aus mattem Alltag zu einem stolzen, fröhlichen, weltüberwindenden Herrengeschlecht! Diese alle, die da Herbst um Herbst unergriffen den großen Harfner Wasgau über ihren Häupten rauschen lassen!

Unser Mund ging irre; Melodienfetzen flogen wie Blätter durch den tosenden Wald.

„Mit Gewitter und Sturm aus fernem Meer" — —

Und da wieder fährt die innige, verhaltene Glut des Waldwebens aus Wagners „Siegfried" mitten drein, und der schmetternd hineinjauchzende Gesang des Waldvogels.

„Hei, Siegfried gehört
Nun der Niblungen Hort" — — —

Der Wind hatte sein Spiel mit den flatternden Tönen. Wir waren zwei Wikinger auf bewegtem Meere, wir waren zwei Jagdmänner im hochgehenden Urwald, wir sahen Wodan in Schlapphut und fliegendem Mantel vorüberjagen . . . Trunken waren wir in dieser Waldluft!

Sommertagswind! Hallo-heioh!
Wir fahren zu zweien frisch und froh
Über das offene Hochland!

Das Antlitz hoch und den Hut vom Haar!
Heiho, wie ist die Luft so klar
Auf unsrem offnen Hochland!

Und nun einen Sang, einen Volksgesang,
In dieser Winde rauschenden Klang,
Über das offene Hochland!

Solch ein herber Eichensturmwald bot einst dem Nibelungendichter und jenen männlich frischen Minnesängern

einer ungebrochenen Zeit die große Harfenbegleitung. Durch diese Töne wanderten fahrende Sänger von Burg zu Burg. Durch Bergwälder, in welchen schwerfällige Riesenbäume nur widerwillig, breit, ungefüg ihre regensatten, schwimmenden Wipfel im Sturm hin und her warfen, in welchen aus all dem Säuseln und Sausen, Flüstern und Jauchzen ein großes, dumpfes Tosen, als Baßstimme des Urwaldes, den unveränderlichen Grundton angab: dichterischer Gottesglaube! männlicher Heldensinn!

Alle Dumpfheit der Ebene zerreißt hier der Wind wie Gewölk. Aber das Echte, Große, Gesunde — doppelt so fest trutzt es sich hier in seinen Waldboden ein, wie die Eiche, die da im Sturmwind nur um so zäher Wurzel faßt!

In fröhlicher Sturmstimmung betraten wir den überwucherten und überwachsenen Trümmerhaufen der Burg Großgeroldseck — einst zum Schutze der nahen Abtei Mauersmünster erbaut —, den wie eine mächtige Harfe nur noch ein einziger, schief abbröckelnder Turm überragt.

Hier aber wurden wir stille. Hier umfängt uns Heiligtum. Hier ist Süddeutschlands vierfacher Kyffhäuser. In Gewölben unter diesem grünen Schutt, zu denen kein Zugang führt, schlafen die berühmtesten Germanenrecken grauer Urzeit: der Niederländer Siegfried, der Cherusker Hermann, der Schwabe Ariovist, der Sachse Widukind. Oft in unruhigen Mondnächten steigen wie Rauch ihre Schatten empor und wandeln und wallen auf diesem waldigen Grenzgebirge. Und wenn das Reich in letzter Not ist, wenn Deutschland endlich in einem letzten Völkerringen untergehen soll, dann brechen auch sie, die nur Sorge um ihr Volk nicht schlummern läßt, mit der alten Kraft und Kampfesfreude zum letztenmal aus ihren Wachtbergen und kämpfen in den Lüften mit den ge-

spenstischen Schatten aller dahingefahrenen Reichsfeinde, um dann mit ihrem Volke zum ewigen Walhalla hinüberzuziehen.

Wir setzten uns nachdenksam auf die westliche Mauer, über dem prachtvoll vom Rhein-Marne-Kanal durchblitzten Morgentale der Zorn. Hier an den Haselbüschen hatte wohl auch einst ein Einsamer, unser Landsmann Johann Michael Moscherosch, den Kopf gestützt und über seine kranke Zeit geseufzt. Wir sprachen von „Philanders von Sittewald" bedeutsamen Erlebnissen in diesem verwunschenen Großgeroldseck.

Um 1640 hat unser charaktervoller Landsmann, eine edle Ausnahme in jener verwirrten Zeit, seine Zornpredigten geschrieben. Wir fühlen ihm die Seelenqual nach, in einem so entarteten, matten, siechen Jahrhundert mit einem so ganz anderen Herzen gefangen zu sein, leben und machtlos dulden zu müssen. Not und Laster zu sehen, greller und empfindungstiefer als der Durchschnittsmensch, und doch nicht helfen zu können, doch nur in fruchtlosem Schelten sein Herz entlasten zu dürfen! . . . Es liegt trotz äußerer Derbheit eine herbe Wehmut über Moscheroschs scheinbar so bauernhaftem, grimmigem Zeitbuche.

„Teutsch gesinnter lieber Leser!" hebt seine Vorrede an, „wenn ich die vergangene gute Zeit gegen die jetztgegenwärtige betrübte halte, in welcher mit Erbarmen und Bejammern zu erfahren, daß manch ehrlich gelehrter Gesell vermittelst des verderblichen Kriegs sich so elendig muß herummer schleppen; wenn ich ihr Seufzen und rechtmäßiges Klagen auß billigem Mitleiden anhöre, wie wenig die alte teutsche Redligkeit bei uns nunmehr geachtet und befürdert, hiengegen die neue frembde Untreu hoch erhaben und verehrt werde; wenn ich auß bekümmertem Herzen zusehe, wie sie mit demüthigen

Thränen den Himmel um Hülff und Rettung angelangen, damit dermahlen das verlassene Vaterland zu dem edelen Frieden gereichen und die bishero verfolgten und noch wenigübrigen treuen Patrioten in etwas widerumb möchten gesammlet, erhalten und erfreuet werden: so muß ich meinen Mund mit Gewalt im Zaum halten und mich selbst in die Zunge beißen, damit nicht, durch zu viel Wahrheit reden, die undankbare böse Welt mich noch mehr über Achsel ansehe und verfolge!“ Und einen Satz weiter: „Diejenigen, welchen diese meine Schrifften übel gefallen, müssen dieselbigen entweder auß Mangel Verstands nicht begreifen, oder aber wegen selbstbekundter Schalkheit sich im Gewissen nicht wohl staffiret befinden. Einem Bidermann ist hie rund nichts zuwider geredet. Er versteht's, sihet's alle Tag, beklagt es und weyß, daß es wahr ist!“ Und zum Schlusse: „Glück zu, lieber Leser! Gott gebe, daß es bald besser werde!“

Und nun beginnt der wackere Mann. Jedoch: was nützte sein Aufbäumen? Im Jahre 1640 erschien dies kernige Buch; aber Deutschland mit seinen verknöcherten Regensburger Reichstagsherren, und seinen vierhundert Stätlein, sank tiefer und tiefer, ob da drüben zu Straßburg ein Buch im Schaufenster lag oder nicht. In der Septembernacht 1681 fiel die Hauptstadt Allemanniens dem Roi soleil, der aber das Mondlicht trefflich zu benutzen wußte, zum Opfer — und der Tiefpunkt war noch nicht erreicht. Des Reiches Art und Sprache gerieten nun erst recht in Verfall und Abhängigkeit. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hatte uns Spanien gedrückt und gehemmt, und durch Spanien war Luthers Reformation weder zu vollem Siege durchgedrungen noch voll unterdrückt worden. Dieses unnatürliche spanische Kaisertum, das wieder eine Folge des römischen Kaisergedankens

war, den Karl der Große mit seinem ersten Römerzuge dem Norden eingeimpft hatte, dieses spanische Kaisertum hat unserem Deutschland schwer zu schaffen gemacht. Daraus entsprang der Sprößling der mißglückten Reformation, der Dreißigjährige Krieg. Und unser germanischer Blutsverwandter Gustav Adolf hatte wohl eben so viel inneres Recht wie die spanische Soldateska, sich um Deutschlands Wohl und Wehe zu kümmern. Als dann durch den wüsten Krieg Spanien gebrochen und auf sein Land zurückgeworfen war — wozu bereits die gleichfalls protestantischen niederländischen Germanen kräftig beitrugen —, da war es das unberührte Frankreich Ludwigs XIV., das jetzt an die Spitze trat. Die zweite Hälfte des siebzehnten und das ganze achtzehnte Jahrhundert standen im Zeichen Frankreichs. Und nur in Friedrichs des Großen preußischen Taten zuckte wieder einmal der deutsche Geist auf. Napoleon, der Sohn der großen Revolution, war, wenn wir jetzt zurückschauen, doch nur ein letztes Aufflammen des französischen élan, dem sofort Erlöschen folgte, als die Freiheitskrieger von 1813 der „Marseillaise" mit „Lützows wilder verwegener Jagd" erfolgreich antworteten. Und nun erst, von 1813 ab, läßt sich ein Wiederaufsteigen Deutschlands feststellen. Es folgte zwar die böse Metternichtigkeit, es folgten Gärungen und Hemmungen aller Art — aber das Jahr 1870 brachte zu einigem Abschluß, was das Jahr 1813 begonnen hatte.

An uns Söhnen des Reiches ist es nun, das neue, starke, aber vorwiegend waffenstarrende Deutschland zu durchseelen. Hier sind edle Pflichten für den zähen Idealisten.

Doch zurück zum Elsässer Moscherosch, ins überlastete, von Fremdtum und Kriegselend überschwemmte Deutschland von 1640!

Jenes Zeitalter war so matt, so trostlos matt. Auch unseren Landsmann durchdrang das Gefühl von der Wirkungslosigkeit seines schwunglosen Buches, das bei aller Bußpredigerkraft so wenig Poesie und daher so wenig innere Freude und Freiheit in sich trägt. Seufzer wie die folgenden: „Ich hab' oft darwider gescholten, aber was hilft es? Ich bin viel zu gering, als daß ich es allein ändern könnte!" oder Zornrufe wie dieser: „Darumb muß man euch Tropfen nur machen lassen! endlich allemahl werdet ihr mit eurem eigenen Schaden doch witzig werden!" tauchen oft in seinem Buche auf.

Gleich anfangs tritt der bittere Grundton in seiner Weltanschauung stark hervor: „Ich hörte die Leute in ihrem Wesen; aber ich sahe sie doch anderst, alß sie redeten. Ich sahe die Leute an; aber ich sahe sie doch anderst, alß sie aussahen. Jedem Ding gab man zwar seine Gestalt, aber es war eine blosse Gestalt; denn das innerliche war anderst. Von aussen war alles herrlich; sobald man darnach grieffe, ward es ein Schatten und verlohre sich unter den Händen" . . . „Mit einem Wort: es däuchte mich aller Mänschen Wesen nur eine angenommene Weise, eine eitele Heucheley zu sein und solches fast ohne Unterscheid bei allen Ständen."

Damit bekennt sich unser Landsmann zu der Weltanschauung des sachlichen Idealismus, die das Sein vom Schein zu trennen und den Kern, das Wesen der Dinge zu durchschauen trachtet, ob das nun den Formennarren und der eigenen Bequemlichkeit genehm sei oder nicht. Und als solchen eitlen Schein erkennt er vor allen Dingen auch die Auslands-Nachäfferei seiner deutschen Landsleute.

Dieses Kapitel („A la mode-Kehraus") enthält prächtige alemannische Derbheiten und Hiebe. Der Held des Buches, Philander von Sittewald, wird nach bunter Irrfahrt in den

Schloßhof von Geroldseck verschlagen. Sofort umdrängt ihn eine Schar wunderlicher Gesellen, die Dienerschaft der hier schlummernden altgermanischen Recken. Und natürlich waren diese bärbeißigen Sprößlinge einer gesünderen Vorzeit nicht übel geneigt, den entarteten Modegecken des siebzehnten Jahrhunderts als eine Art Fastnachtsgecken zu zausen. „Einer besah mich da, der Andere dort, Einer zopffte mich da, der Andere zopffte mich dort, Einer fragte mich diß, der Andere daß, Einer lachte meines Wambs, der Andere spottete meiner Hosen, der dritte des Barts. Und war nichts an meinem Leibe, daß sie nicht beredeten, durchzogen und herholten. In Summa, ich war ihnen allen als ein Meerwunder!“

Aber die Lage wurde für unseren „Modernen“ heikel. Denn da er in seiner Verblüffung kein Wort redete, so hielten ihn die Spottgesellen für einen feindlichen Wälschen, was sie schon aus seiner geckenhaften Tracht vermuten durften. Der eine redete ihn daher französisch an, der andere lateinisch, der dritte setzte ihm griechisch zu, der vierte spanisch, der fünfte italienisch — denn welche Sprache war damals im unglückseligen Deutschland nicht modern? Aber der geplagte Philander ermannte sich zum guten Glück und gestand treuherzig, zu seiner Geckentracht so gar nicht passend: er wäre ein „gebohrner Teutscher Michel“ und könnte kein' ander Sprach als dieselbe. „Und das war mir sehr gesund,“ fügt er nachträglich hinzu, „denn wo ich mich unter diesen Bürschlein etwas hätte mit einer andern Sprach merken lassen, — Sankt Felten sollte mich — —!“

Aus diesem Vorhofe wird der kleinlaute Philander ins Innere geführt und vom „aller-schröcklichsten, grausamsten Herrn Erzkönig“ (wie er in seiner Vertatterung den Schwabenfürsten Ariovist oder Ehrenfest anredet) einem Vorverhör

unterworfen. „Soll der Bärenhäuter ein Teutscher sein,“ meint Ariovist, „und gehet der Schelm so lottelicht daher, als wie ein Wälscher, als wenn er hätt in die Hosen —?! Ist zu erbarmen, daß meine Völker sich so gar narren und von ihren angebohrnen Feinden verführen lassen!“

Mit „etlichen grossen Reverenzen“ im Stile des siebzehnten Jahrhunderts verzieht sich Philander und wird, damit er einstweilen über das Erlebte fruchtbar nachdenken könne, in eine Kammer zu einfachem Strohsack und derbem Nachtessen abgeführt.

Und nun kommt das Hauptverhör. Am Morgen holt man das zierliche und gebildete, gelehrte und gehobelte Herrlein von Anno 1640 vor sieben Helden, die sämtlich um anderthalb Jahrtausende an Bildung hinter Philander zurückstanden. Neben Ariovist saßen da: Hermann und Widukind; der Viridomarus Cäsars, den Moscherosch Friedmayr nennt; Indutiomarus, von Moscherosch Teutschmayer übersetzt; Cativulcus (Kallofelß); und zu oberst der uralte Saro, einer der ersten Teutschen, „so aus Armenien in diese Lande gekommen“ (Siegfried erwähnt er hier nicht).

„Warumb dann,“ hebt Ariovist an, „so du ein gebohrner Teutscher bist, hastu nicht auch einen teutschen Namen? Was soll Dir ein griechischer und hebräischer Name in Teutschland? was ist Philander für ein Gefräß? waß?“

„Gnädigster Herr König,“ stottert Philander, „es sind solche Namen gemein bei uns.“

„Gemein! ei ja, wie die wälschen Laster auch! . . . Haben denn die teutschen Namen nicht Lusts und Zierde genug euch zu nennen? Ist euch dann das liebe Teutsch so gar erleydet, daß ihr Ermann, Erhardt, Manholdt, Adelhardt, Baldfried, Karl, Künrath, Degenbrecht, Eitellieb, Friedrich,

Gottfried, Reichhardt, Ludwig, Ruhprecht, Siegfried, Theuerdank usw. und andere lieben, schön klingende teutsche Namen nur über Achsel ansehet und verlachet? Muß euch dann in euren Bocksohren das griechische Philander, Philippus, Adolphus, Nicolaus, Theophilus, Theodorus usw. besser lauten?! ... Schäme Dich für dem Teuffel, wenn du ein ehrlich teutsch Ader in Deinem Leibe hast!" ...

„Kum hieher!" fährt Teutschmayr fort, und als Philander herzutritt: „Sollstu ein Teutscher sein? Dein gantze Gestalt gibt uns viel ein anderes zu erkennen. Und glaub ich gewiß, daß Du darumb Deinen Hut (den er mit großem Gelächter ließ vorweisen) unterwegs von Dir geworffen, nur daß man die närrische Form nicht sehen sollte. Denn sobald kann nicht eine wälsche närrische Gattung aufkommen, daß ihr ungeratenen Nachkömmlinge nicht sobald dieselbe müßt nachäffen und fast alle viertel Jahr ändern; auch dafür haltet, wo ein ehrlicher, gewissenhafter Mann bey seiner alten ehrlichen Tracht bleibe, daß er ein Hudler, ein Alber, ein Esel, ein Tölpel sein müsse!"

Nachdem sich Held Kallofelß über das Haar Philanders geärgert, das dieser nach Sitte seines Jahrhunderts in Fransen über die Stirn gekämmt hatte („warumb muß es dir also über die Stirn herunter hangen als einem Dieb?"), nimmt sich Friedmayr Philanders Spitzbart vor.

„Siehe, was für einen wälschen närrischen Bart hast Du denn? Und da deine ehrlichen Vorfahren es für die größte Zierde gehalten haben, so sie einen rechtschaffenen Bart hatten, so wollet ihr, den wälschen unbeständigen Narren nach, alle Monat, alle Wochen eure Bärt berupffen und bescheeren? ja alle Tag und Morgen mit Eysen und Feuer peinigen, foltern, marteln, ziehen und zerren lassen? jetzt wie ein Zickel-

Bärtel, jetzt ein Schnecken-Bärtel, bald ein Jungfrauen-Bärtel, ein Spitz-Bärtel, ein Entenwädele, ein Türken-Bärtel, ein Spanisch-Bärtel, ein Italienisch-Bärtel, ein Sonntags-Bärtel — — o ihr Weiber-Mäuler! In den Löffel-Jahren gehet ihr zu zopffen, zu trillen, zu ropffen, biß die Gauchs-Haar herauß wollen; und wenn ihr durch Gunst der Natur dieselbigen endlich erlanget habt, so wißt ihr ihnen nicht Marter genug anzuthun, bis ihr sie wieder vertreibt. Ihr Bart-Stimmler! Ihr Bart-Stutzer! Ihr Bart-Zwecker! Ihr Bart-Folterer! Ihr Bart-Narren! Ihr Bart-Mörder!" . . .

Nun nimmt Herzog Hermann den Modegecken vor.

„Sollstu ein Teutscher sein?! Man sehe Deine Kleider an, was für ein Wambst ist das? was für Hosen und Strimpff? Ich glaub, daß Du allererst mit von Paris kommst! Ist euch denn nimmermehr etwas gut genug, was auß eurem Vatterland kommt? ... Oh, sollten Kaiser Karl der Grosse, Kaiser Ludwig und Otto, die solche frembde Tracht einzubringen mit Ernst und Eiffer hochsträflichen verboten, Deine à la mode Hosen und Wambst sehen, sie würden Dich als einen wälschen Lasterbalg aus dem Lande jagen!"

Auch „König Witichund" macht seinem Unbehagen Luft.

„Ei, was hastu für einen närrischen wälschen Gang, Sitten und Geberden an Dir? wie gehest du daher, als wolltest Du tantzen und springen, und fochtelst mit den Händen als ein Gaukler? Siehe, wie er Schuhe an hat wie Bocksfüß! Was ist das für ein wunderliches Bücken und Ritschen mit dem Kopf, mit den Händen und Füßen, mit dem ganzen Leib? Du schnappst mit dem Kopf zu den Füssen, wie ein Taschenmesser, das man auff und zu thut! ... Was meynstu, daß wir solches Bückens und Burtzlens allhie achten, die wir gewohnt sind, drein zu schmeissen und zu schlagen als die Blinden,

und mehr auf unser Pferd und Vieh achten, als auf solche Lumpenbossen?! ... All solch Bücken und Ritschen ist erzwungen Werk; wer sich so gar zimperlich stellt, der ist ein Heuchler; entweder fürcht er sich oder will etwas betteln oder hat ein bös Stück im Sinn. Wer aufrecht und von Herzen durchgehet, was darff er sich so verstellen? Die Reverenzen sind ein Anstrich; alles was angestrichen ist, das ist falsch und nichts wert; was offen ist, das gehet schlicht zu!“

Wohl, wohl, mannhafter Sachsenfürst! Aber unsere Zeiten sind nimmer die Urwaldszeiten des achten Jahrhunderts; diese Menschlein sind da unten in ihren Städten übel aneinandergedrängt; und schlecht würde es ihren Nasen und Zehen, ihrer Laufbahn zu Titel und Orden bekommen, wollte jeder gehen, wie's ihm gut dünkt. Da gedeiht die Rücksichtnahme ganz von selber, aus Notwehr heraus; und die Verlogenheit leider dazu. Wär's nur das Ausland, das solche „Lumpenbossen“ in Handel und Wandel uns zutrüge — o wie wollten wir das Ausland hinauspeitschen! ...

Ich erinnere mich nicht mehr, wie der also gerupfte Philander wieder von Geroldseck entrinnt. Jedenfalls schlich er noch wochenlang zerschlagen und zerknirscht durch sein entstelltes Jahrhundert. Bis halt der allmächtige Alltag ihn wieder in die Klauen nahm, bis er von „modern“, „Bildung“, „Fortschritt der Zeit“ und dergleichen sachte zu reden begann, sich anfangs freilich umsehend, ob Ariovists Faust ihm nicht in den Nacken führe. Und nach etlichen Monden saß das Männlein am Stammtisch, hatte ein großes Mundwerk und machte sich über die guten alten Tölpel von Geroldseck lustig. Wie seufzt Moscherosch? „Ich hab' oft darwider gescholten — aber was hilft es?“ — —

Wir kletterten zwischen dem Strauchwerk des zerfallenen

Rittersaales herum, und wir malten uns aus, daß hier wohl der bebende „Hosenlottel“ Philander gestanden, und in den Nischen dort die sieben Helden gesessen, das Haupt von blonden Locken umflossen, rauhe Felle um die Riesenkörper, den Eberhelm über trutzigem Antlitz. Und davor der bückende und ritschende und reverenzelnde Geck aus dem siebzehnten Jahrhundert — ein Bild zum Lachen und Weinen!

Wir kamen von Moscherosch auf einen nicht minder herben Satiriker der Elsässer, auf den Straßburger Sebastian Brant. Hundertunddreizehn Narrensorten hat dieser Zeitprediger in seinem „Narrenschiff“ untergebracht; und Frau Welt, die köstliche, verschlang das Buch und freute sich, daß sie so treffend gegeißelt sei. Der beliebte Kanzelredner Geiler von Kaysersberg hielt 142 Predigten über Brants Buch, und das Schiff des Münsters wußte kaum die Zuhörer zu fassen. Für die ganze satirische Dichtung des sechzehnten Jahrhunderts hat Brant den Ton angegeben; das Werk wurde gleich nach seinem Erscheinen zweimal ins Lateinische, dreimal ins Französische, ferner ins Englische, Niederländische und Niederdeutsche übertragen. Und Frau Welt? Die freute sich allenthalben darüber und — ging ihren Gang weiter. Denn

> Das sind die tollsten Narren-Arten,
> Die sich vom Reden Heil erwarten!
> Hier hilft kein ander Reden nicht,
> Als wenn der Herr mit Peitschen spricht —

Und nicht einmal ein Peitschen ist immer das rechte Mittel. Das Sinken und Steigen im Entwicklungsgang eines Volkes ist ein so tiefes Geheimnis, daß wir, mögen wir noch so tätig mitzufördern suchen, doch letzten Endes abwarten müssen, wohin uns das große Schicksal führen will, — allezeit freilich selber treu an der Pflicht.

Komm, Freund! Unsere Pflicht ist es, alle die Stimmungen und Gedanken, die uns hier oben wie Sonnenlichter umflogen, in Worte zu bringen. Das sind unsere Taten. Und die laß uns zart oder kraftvoll ausführen! Was Frau Welt dazu sage, ist ja ihre Sache!





Hochlandsdorf

1.

Ich weiß ein Dörfchen voll Sonnenschein,
Voll Gartenduft.
Manchmal verläuft sich der Wind herein,
Und der Kuckuck ruft.
Hühner nisten im heißen Sand,
Weinlaub färbt sich an der Wand,
Und alles schläft im Hähnekrähn
Wie überwachsen und wie tot . . .
Doch auf den flimmernden Feldern mähn
Die Bauern ihr lebendig Brot.

2.

Kennt ihr den Bergbach am rauschenden Hang?
Seine Wasser sind laut und rasch sein Gang.

Dort ist ihr Dörflein, verborgen darin
Wohnt meine kleine Königin.

Ihr schamhaft Lächeln, ihr Blumengesicht,
Ihr gütig Herz — ach, ihr kennt es nicht!

Wie laut der Bach vorüberschäumt!
Ich weiß, wovon ihr Herzchen träumt.

Sie stellt das Spinnrad an die Wand,
Hält Ausschau übers rauchende Land:

„Der Winter ist fort, der Sommer bricht an —
Kommst du wohl wieder, du lieber Mann?"

3.

Herzchen, säh' einer der Herren da draußen
In heimlichen Dornen und duftigem Kraut
Mit solcherlei Elflein den Dichter hausen,
Im Arme solch besond'rer Braut;
Säh' einer auf Evchens Schürze mein Buch,
Säh' einer da unter dem weißen Tuch,
Noch heiß von der Arbeit da drüben im Heu,
Dies Rosengesichtchen, so rund und so treu;
Säh' einer den Rechen, den nackten Fuß —
Und gar den langen, langen Kuß: — —

Was spräche da wohl der verwunderte Mann?

„Leutlein, küsse, wer küssen kann!
Und freue sich jeder wildseligen Stund',
Herzchen an Herzen, Mündchen an Mund!"

4.

Hier kommt ein Brief, nur ein flatternder Scherz,
Zur Nachbarin kommt ein Gedichtchen:
Ich weiß ein Mieder und weiß ein Herz
Und drüber ein Blumengesichtchen.
Elsässische Haube, zwei Schleifen dran,
Die fliegen am Sonntag so munter!
Und ich, ich bin der selige Mann,
Die Haube gehört und das Mieder mir an
Und mir das Herzchen darunter!

5.

Wenn ein Bursch vorübergeht
Und dir frech ins Antlitz lacht,
Wenn der Lump, der dich verfolgt,
Seine schlechten Späße macht —
Bleib' nicht stehn und hör's nicht an,
Nicht wahr, mein geliebtes Leben!
Lach' ihn aus, den dummen Wicht,
Was du weißt, das weiß er nicht:
Daß du mir
Und ich dir
Heimlich Mund und Herz gegeben!

6.

Du Wichtelweibchen, du Elfentraut,
Du Leuchteschön und Labekraut,
Du Küssemichviel und du Habemichgern,
Mein Herzblatt, Käferchen, Holdchen, Stern —

Eintausend Namen schenk' ich dir
Und pflücke, was ich an Bildern fand —
Doch du, mein Efeu an der Wand,
Mein rankend Pflänzchen, was sagst du mir?

Nun wirst du rot und senkst die Lider
Und spielst am Zopf und spielst am Mieder
Und schmiegst die Wange, die warme, die reine,
Mit süßem Drucke mir an die meine — —

Ach ja, du! Blumen sprechen ja nicht!
Ach ja, du! Wie eine Blume das Licht:
Mit ganzem Körperchen trinkst du ein
Stillselig so viel Sonnenschein!

7.

Stechpalmen wachsen im Wasgau,
Weiß Gott, mit stachlichem Blatt,
So stachlich wie ein Dichter,
Der seine Launen hat.

So stachlich wie ein Querkopf,
Der seinem Mädel mißtraut,
Und wenn er ihr begegnet,
Auf die andre Seite schaut.

Heut' gingen die guten Alten
Auf ihren Acker hinaus,
Wir waren, wie so oft schon,
Beide allein zu Haus.

Sonst pflegt' ich lange Stunden
In ihrer Küche zu stehn
Und sie zu küssen, und selig
Ihr in die Augen zu sehn.

Heut' schlich ich verdrossen und finster
Und lippengepreßt und stumm
Im ganzen Hause, nur nicht
In ihrer Küche herum.

Und als mich endlich der Mittag
An ihre Türe zwang —
O Gott, wie dieser Anblick
Wehvoll ins Herz mir drang!

Ich sah ein gebeugtes Köpfchen
Mit trauernden Zöpfen daran,
Ich sah, wie Träne auf Träne
Von ihren Wangen rann.

O Lieb, ich lag auf den Knieen,
Ich zog dich herab zu mir
Und deine herben Zähren
Vom Auge küßt' ich dir!

Ich habe geküßt und gebettelt
Auf meinem Küchensand —
Bis wieder das alte Lächeln
Auf deinem Antlitz stand!

Hei du, wie rührten wir selig
Milch und Eier und Mehl —
Von unsren Kuchen gerieten
All' miteinander fehl!

8.

Dies Bauernmädchen, dies Bauernmädchen,
Fast holt' ich's herüber ins zierliche Städtchen
Und zeigte der ganzen verzärtelten Bande
Dies Wangenleuchten da draußen im Lande!

Und macht ihr mir viel, so hol' ich mein Mädchen
Als Dichterbraut ins entsetzte Städtchen,
Von der Küche weg, aus dem Dorf heraus,
In meinen Arm, in mein Dichterhaus!

Die andren schwatzen bei Bier und Wein, —
Mit meinem Waldkind plaudr' ich allein.
Dämm'rung umkost uns, wir lauschen und träumen
Von unsren rauschenden Hochwaldsbäumen ...

9.

Nicht Sänger noch Seher bin ich mehr
Mit rauschendem Harfenklange —
Ich bin ein Bauer, schlicht und klein,
Ich lehne die warme Wange mein
An einer Bäuerin Wange.

Den Pöbel hass' ich: dem Volke gilt
Mein Lieben und Verlangen!
Heil mir! Mit diesem beglückten Arm
Halt' ich ein Mägdlein weich und warm,
Halt' ich das Volk umfangen!

10.

Oft, weißt du, hinter der Türe
Hielt ich dich lächelnd fest
Und habe rasch meine Lippen
Auf deine Lippen gepreßt.

Und küßte leis und lautlos,
Eins und zwei und drei,
Und hielt den Finger zum Munde
Und schlüpfte wieder vorbei.

Im Stalle schalt die Mutter
Mit ihrer störrischen Kuh,
Die Gänse kamen nach Hause,
Laut bellte der Hund dazu —

Ein aufgeregt Gejäste,
Ein Schelten dort und hier —
Wir zwei, in all dem Lärmen
Stillselig küßten wir!

11.

Hast du mich lieb? — O küsse mich
Viel tausendmal! Und ich halte dich,
Und lasse dich nicht, nein, nein, nein, nein!
Ich halte dich, und du bist mein!

Gelt, du bist mein? Du, du allein
Sollst meines Flugs Gefährtin sein!

Und spottet die Welt und lacht mich aus —
Ich hasse die Welt! und wir bleiben zu Haus,
Im tiefsten Forst, im Windgebraus,
In unsrer Tannen edler Ruh',
O du mein Mädchen, ich und du!

Wachs' in mein Herz, du süße Braut!
Deine Wange glüht und dein Auge taut
Vor seligem Glück — ja, jauchze, mein Kind!
Wohl oft schon streute der Wasgauwind
Lenzbäche zu Tal in Nord und Süd,
Viel tausendmal ist der Sommer erblüht
Auf diesen Höh'n in Lust und Leid —
Doch liebten nie zwei Sel'ge sich
Im wilden Wald wie du und ich,
Ein Dichter seine Hochlandsmaid!

12.

(Ihr ganzer Liebesbrief.)

Sechs Worte mit verlegner Schrift!
Ein Veilchen von besonnter Halde,
Zwei Blüten aus dem Schlehenwalde,
Und bei den schlichten Berggeschenken
Der Satz: „Ich muß so an dich denken."

13.

Der Hochwald ging. Die dunkle Nacht
Schlang ihre Schatten um uns beide —
O Lieb, zu sprechen wußt' ich kaum
Vor Abschiedsweh und Liebesleide.

Das eine nur: „Bleib brav, o brav!"
Dies eine wußt' ich dir zu sagen,
Und hielt dich fest und lauschte dumpf
Auf deine hingeweinten Klagen.

Jetzt wenn der Wind vom Wasgau kommt
Und hinschnaubt durch verschneite Gassen —
O Hochlandskind, dann steh' ich hier
Und fass' es nicht und kann's nicht fassen,
Daß unsre Herzen, die so süß,
So süß im Wald zusammenklangen,
Nie mehr auf dieser ganzen Welt,
Nie, nie mehr aneinanderhangen!

Früh kommt die Nacht. Nun stehst du still
Gesenkten Haupts an unsrem Bronnen
Und denkst beim trüben Röhrensang
An unsre kurzen Sommerwonnen.
Die Linde rauscht, da weinst du laut,
Indes ich hier im Kampfe gehe —
O du, es bleibt, was ich dir schrieb:
Ich hab' dich lieb! Ich hab' dich lieb!
Und ob ich nie dich wiedersehe ...

14.

Ich hab' ein Kleinod, von keinem gewußt,
Das trag' ich immer auf warmer Brust:
Es ist dein Bild und dein Haar dabei —
So bist du bei mir, wo immer ich sei.

Ich hol's heraus wohl tausendmal,
Ich küss' es heimlich wohl tausendmal,
Ich fühl' unter all den Damen und Herrn
Heimlich danach: „Dich hab' ich gern!“

Dich hab' ich gern, dich ganz allein!
Du, Waldkind, sollst mein Engel sein,
Sollst mit mir gehn, was ich auch tu',
Auf daß ich bleib' so brav wie du!

Ach, wenn du betest, ich bitte dich —
Gott hat dich lieb! — bet' auch für mich:
Nicht daß wir uns finden, doch daß wir hinfort
So bleiben, so stark und treu wie dort!

* * *

„Lieber, gel', du verspottest mich nicht,
Ich schreib' dir die Antwort auch im Gedicht.
Ich schreib's in meiner Kammer, es ist Sonntag heut'.
Schöner blauer Himmel, es freu'n sich alle Leut'.
Nur mir tut immer das Herz so weh,
So naß sind mir die Augen, daß ich fast nicht seh'
Die Worte, die ich dir schreibe, o Geliebter mein,
Und ist doch um mich eitel Sonnenschein.
Ich hab' ein Heimweh und bin ja zu Haus,
Ich möchte so gerne auch in die Welt hinaus
Dorthin, wo du bist gegangen —
Ach, du kommst nie mehr heim!“

15.

Ein Wintertag voll Sonnenschein!
Wo mag jetzt meine Herztraute sein?
Die Sonntagsglocken läuten.
Schneeblank die Berge — da kommt sie gegangen
Mit Haubenbändern und blühenden Wangen
Und Spitzentuch und kurzem Kleid,
Meine liebe, liebe Elsässer Maid,
Zur Kirche kommt sie gegangen.
Und auf dem Hügel schaut sie ins Land
Und drückt Gesangbuch und Strauß und Hand
Ans bunte Mieder und seufzt dazu:
„Ich hab' dich lieb, du Ferner du!“ ...
Die Sonntagsglocken läuten.



Sommertag

Rotgelb flimmert ein Ährenmeer,
Weit, bis zum Rande der Welt.
Staubgraue Matten,
Ziehende Schatten ...
Straff darüber her
Spannt sich ein tiefblau Zelt.
Schwer hängt das Laub ...

Da hebt sich ein Sommerwind,
Und es wallt in der Eb'ne der Staub,
Als zöge dein Geist vorüber, mein Hochlandskind!

*

Idealbild

Es ist ein Sonnenkind, nach dem ich Sehnsucht trage,
Es wird mein Ideal auf Erden nie erreicht.
Ich geh' in stiller Sehnsucht, in geheimer Klage
Nach einer Unbekannten, die mir selber gleicht.

Ihr andren, ja, ihr findet eure Mädchen leicht!
Auf Weg und Stegen! Doch ich finde nie und nimmer!
Ich suche meines heißen Herzens Widerschimmer — —
Ich suche, ach, die Närrin, die mir Narren gleicht!

*

Hinaus!

Ohne Titel und Amt, ohne Geld und Haus,
Ein leichtbepackter Wandrer —
Wer schweift mit mir in die Welt hinaus
Durch Mailuft und Novembergraus?
Wo ist wie ich ein andrer,
Poet oder Mönch oder Kaiser gar,
Wie ich so frei und stolz und klar
Hinwandelnd über die winzige Welt,
Ohne Titel und Amt, ohne Haus und Geld?
Wo ist wie ich noch einer,
Der dieses Wagnis mit mir hält,
Zu wachsen wie sein Gott ihn schuf,
Ohne Titel und Ehr', ohne Haus und Beruf,
Ein Bettler und Zigeuner?!

*

Bitte

Nicht Gold erbitt' ich noch Habe,
Mein Schöpfer, mir —
Gib mir als einzige Gabe
Einen Hauch von dir!

Daß ich auf harter Erde
Als König steh' —
Und wenn ich gebrochen werde,
Mit Stolz vergeh'!

*

In der Nacht

Horch da! Das ist daheim unser Eulensang!
Das unsre winddurchpfiff'ne Winternacht!

Ich springe auf, ich hab' im Heimwehdrang
Mein eingefror'nes Fenster aufgebracht
Und starr' hinaus in diese Städternacht.
Pah, Eulenruf! Mich nüchtert ein einz'ger Blick
In diese Gassen-Wirklichkeit zurück.
Das Fenster klirrend zu! Ein Bauernfluch!
Und wieder stumm an mein umträumtes Buch!

Nicht lang, so heb' ich abermals mein Haupt
Und lausche durstig in mein dämm'rig Zimmer:
Das ist, bei Gott, das ferne Waldgewimmer,
Wenn unser Sturm daheim den Forst entlaubt!
Das rauscht, das wächst mir wie mit Flutgewalt
Ins Herz hinein, ich springe auf, es brennt
Mein ganzes Inn're, wenn dies Waldlied schallt,
Das hier im Stadtgemäuer keiner kennt.

Und mit gekniff'nen Lippen, um zu bänd'gen
Die Lieder all in meiner wildlebend'gen
Durchsung'nen Brust, schreit' ich im Zimmer hin
Lodernden Auges; lauschend hör' ich ziehn
Des Waldes altbekannte Melodien,
Den Winterwind und die Oktobernacht;
Ich sehe mich daheim in Sternenpracht
Am scharfbeglänzten klaren Föhrenrand,
Wo ich so oft in blauer Mondnacht stand,

Verschränkten Arms, den Filzhut im Genick,
Die Dämmernacht endlos vor meinem Blick,
Einsam mit mir und meines Herzens Glück!

*

Bei uns daheim

Bei uns daheim an den Bergen,
Ihr Herr'n, da weht eine andre Luft!
Mein ganzes Sommerdörfchen steht
In einem einz'gen Glanz und Duft.

Im Mai, da könnt ihr zehnmal
An unsrem Dorf vorübergehn —
Es ist vor lauter Blütenweiß
Kein Häuschen mehr zu sehn.

Doch wie ein Fels im Meere
Ragt noch die Kirche hoch heraus
Und sendet hell in die Frühlingsluft
Die Stundenschläge aus.

Ihr seid so frisch, meine Bauern,
Ihr lacht so derb und herzhaft noch!
Und fahr' ich noch so weit in die Welt,
Euer Landsmann bleib' ich doch!

*

Der Veitstanz im Elsaß

Das war, bei Gott, eine andre Zeit
Als unsre Zeit der Händel:
Es tanzte einst von Nord nach Süd
Elsaß, das wack're Ländel!
Heia, das Elsaß, Weib und Mann,
Fing über Nacht zu tanzen an
Mit drolligem Gewackel,
Es war ein Mordsspektakel!

Der Bürgermeister saß mit Ernst
Vor seinem Rathaus-Weine,
Da fuhr's ihm plötzlich sonderbar
In seine würd'gen Beine.
Der Mann war wie ein Weinfaß schwer —
Gleichviel! Als ob er aus Spinnweb wär',
Begann er zwischen den Bänken
Die Rathaus-Maid zu schwenken.

Als das der dürre Schreiber sah,
Sprang er mit flinkem Schritte
Und faßte keck den Syndikus
Um seine feiste Mitte.
Und Pärchen reihte sich an Paar;
Wer da im Ratskeller war,
Sprang in den Tänzerorden,
Als ob es Fasnacht worden!

Die Pfarrer zankten just mit Kraft
Um Zwingli oder Luther;
Das war für unsre Pfarrerschaft
Ja stets das rechte Futter.

Da fing der Geist zu wirken an:
Sie tanzten fröhlich, Mann für Mann,
Mit herzlichem Umpressen,
Das Dogma war vergessen.

Und als der Bub' am Lappen saß,
Beim Schneider an der Mauer,
Zog plötzlich eitel Freude ein
In seine Lehrlingstrauer.
Des Meisters Würde — ha, seht an,
Wie dieser Türke hopsen kann,
Daß alle Bretter krachen!
Es gab ein kostbar Lachen.

So tanzte die lustige Stadt am Rhein,
Die Häßlichen und Schönen,
Die Wäscherinnen auf der Ill
Mit kräft'gem Holzschuhdröhnen.
Es tanzte das ganze lustige Land,
Der Bauer faßte des Grafen Hand,
Der Graf den Kunz und Hansen —
Es gab ein brüderlich Tanzen! ...

Wollt' Gott, daß solch ein Freudengeist
Elsaß aufs neu' ergriffe!
Ich wäre wahrhaftig der letzte nicht,
Der euch das Tanzlied pfiffe!
Wir zögen über Gebirg und Rhein
In die verjüngte Welt hinein
Und machten überall Beute —
Ein Kreuzzug fröhlicher Leute!

*

Der Amerikafahrer

In elsässischer Mundart

Jetzt geht's ins Land Amerika,
Jetzt geht's uffs witt, witt Meer!
Un wenn unser Herrgott 's Insehn hett,
Ze worr ich e Millionär.
Jetzt, Vadder, reiche mr nochmol d'Hand
Und lüeje e bissel munter!
E Unkrüt bin ich noch allewil g'sin,
Un Unkrüt geht net unter.

Es isch mr ze eng im Elsaßland,
Es isch mr alles ze eng;
Do hewe wälsch un do drewe ditsch,
Do komm' ich ze viel ins Gedräng!
Hei, Vadder, wenn emol Sturm un Wind
Do drüße 's Schiffel umblose,
No fröj ich de Kükück noch Politik,
Noch Ditsche und Franzose!

Un brücht mr mich net ze Amerika —
Numme fort, numme fort, numme fort!
Es isch mr alles einerlei,
Was drüße üs mr word.
E Galjestrick oder e Millionär —
Eins oder 's ander worr ich!
Un geht's nimmeh, na, dann adjeh,
Ze sterw' ich un verdorr' ich!

*

Die Hexenfeder

Abscheulich Werkzeug, diese Hexenfeder,
Die mich vom Hochwald an den Schreibtisch zwang!
Der Frühling draußen blühte, jauchzte, sang,
Mit den Gesunden atmete ein jeder,
Der Bürger ging vors Tor, der Bube sprang,
Es war ein üppig Sprießen mondenlang —
Ich saß und saß, ein Fronknecht an der Feder!

Und knirsche, festgebannt an diese Feder,
Und werde knirschen, wenn der Sommer schwand!
Und spät noch, wenn der Winter längst im Land,
Sitz' ich noch ebenso auf Stuhl und Leder
Und suche, kaue, forsche unverwandt,
Bis ich im Tode die Erlösung fand
Von dieser unbarmherzigen Hexenfeder!

*

Gewitternacht

Königliche Nacht! Ein Wetter flog
Wie ein Adler auf des Wasgaus Hänge,
Wie der Genius, der mich erzog!
Ha, nun hebt die eigenen Gesänge
Mein Gewitterwald zu singen an!
Sing', Gewalt'ger! Wenn mein Werk getan,
Wenn die blauen Blitze nächtlich suchen
Mein verschollen Grab in Hochlandsbuchen,

Wie verstörte Geister in den Hallen:
Dann noch wird mein Meister Wasgau singen,
Meinem Land des Toten Grüße bringen —
Und die Herzen sollen widerhallen!





Eine Mondnacht auf dem Donon

> Mittsommernacht! …
> Du liebliche, gute Nacht! …
> Balders Gemahlin steht nun am Waldquell,
> Breitet ihr Schleiergewand und schaut
> Jns vollmondklare Gewässer:
> Sie ruft den versunkenen Strahlen
> Der Tagesglut.
> Da kommen sie alle herauf,
> Da tanzen sie alle im Taulicht,
> Sie wehen die Wiesen entlang,
> Sie rufen sich über das Kornfeld hin,
> Sie verhauchen im Wald —
> Singen … horch, sie singen die ganze Nacht!



enn man im mittleren Wasgenwald, von den Gipfeln Malcote oder Narion her, nach abstumpfender Wanderung durch endlose Wälder, das Sträßchen nach dem Dononsattel betritt, und bei einer kurzen Biegung oberhalb des Tales von Blancrupt plötzlich den breiten Kegel des Großen Donon unmittelbar vor sich aufsteigen sieht, so ruft dieser Anblick selbst im abgematteten Wanderer einen außerordentlichen Eindruck wach.

Wie ein Altar, die abendliche Sonne verdunkelnd, erhebt sich die ernste Kuppe des altberühmten Keltenberges. Und was den unbekannten Bergen, die wir heute überkletterten, fehlte: hier ist's vorhanden: dieser Berg hat eine Vergangenheit. Geisterhauch umlispelt diese stumme Masse, die über und über in dichte Waldungen gehüllt ist, als sollte der heutige Laie ebenso wie vorzeiten von dem höchsten Heiligtume der Kelten ferngehalten werden.

Ja, ich empfand einen tiefen Schauer. Erinnerungen an meine Knabenzeit tauchten plötzlich, wie von einem verlorenen Akkord aus einem Jugendklavierstück geweckt, in der Seele des Erwachsenen auf. Wie oft hatte ich diese Bruderberge, den breiten Großen und den spitzen Kleinen Donon, im vorderen Lothringen von unsrem Feriendorfe aus beschaut! Deutlich ragte auf dieser Rückseite des Wasgaus der Große Donon als die höchste Kuppe aus dem langen blauen Zuge des Gebirges. Und so oft wir mit Großvater über Land fuhren, auf jenen blütenschimmernden Lothringer Hügeln, ward Ausschau gehalten nach dem Donon. „Nicht wahr, Großvater, das dort ist der Große Donon?“ — „Das ist der Große Donon, ja. Dort oben haben die alten Heiden angebetet.“ — Mit scheuen Mienen starrten wir dann nach dem Opferberge der „alten Heiden“ und bildeten uns in unserer kindlichen Phantasie die wunderlichsten und schauerlichsten Vorstellungen vom Opferwesen der keltischen Urbewohner.

Auf der anderen Seite des Kegels befindet sich ein Forsthaus, das eine gute Wirtschaft führt; und unweit dieses einfachen Gasthauses setzte man sogar ein Hotel in die Wildnis. Das bloße Wort „Hotel“ in dieser Wasgaustille fuhr uns wie schneidender Mißklang in unsere ernste, ob auch müde Stimmung. Um Gottes willen nicht unter Hotelmenschen! Wir

beschlossen, die liebenswürdige Gastfreundschaft dieser Donon-wächter freundlichst unbenutzt zu lassen. Sollte die Sommernacht durchaus in einem Bette verbracht werden, so wurde eben zwei Stunden weiter, in die alltägliche Tiefe, nach Schirmeck hinabmarschiert. Aber wozu denn auch? Hat nicht in mancher Sommernacht manch ein weißbärtiger Priester von diesem Gipfel aus in den Mondschein hinausgewacht? Was ein alter Druide konnte, werden wohl auch zwei junge Barden fertigbringen.

Wir beschlossen, auf einem Felsen dieses heiligen Berges zu übernachten.

Was für ein herrlich einsamer Tag lag hinter uns! Wälder, immer nur Wälder! Tannen, Buchen und Eichen, Eichen, Buchen und Tannen; tiefes Waldmoos, in dem der Fuß lautlos versinkt; lange Gräser, üppige Farnmeere, vermorschende Baumstämme, quer in das Dickicht gestürzt; schroffe Waldtäler, und endlich auf den Höhen des Großmann, Noll und Narion Grasflächen und Zwergkiefern — das war der Charakter der Wasgaugegend, die wir an diesem langen Wandertage, von der Hub nach dem Donon, kennen gelernt hatten. Einmal, an der Schleife, waren uns zwei Waldarbeiter begegnet; gegen Mittag plauderten wir mit den Leuten auf Forsthaus Hengst, und auf der kahlen Höhe des Noll sahen wir aus der Ferne zwei Frauen auf einem Felsblock stehen und, die Hand über den Augen, nach dem Donon hinüberschauen — zwei „schwarze Frauen“ der keltischen Sage. Das war alles, was uns von morgens um sechs bis abends sechs Uhr, auf strammer Wanderung, an Menschen begegnet war. Bleibe immer so still und ernst, du große heilige Wasgau-Wildnis . . . !

Nun war der Abend da, und die verglühende Sonne streute ihre Rosenblätter über Lothringen und die Dunstfläche

Frankreichs. Die fünf lothringischen Seen, die vom Donon aus sichtbar sind, glitzern als silberne Streifen unter dem Rot des Sonnenuntergangs. Leider aber waren da verdächtige Himmelsgesellen, die ihre Wolkenstangen wie Schmiedeeisen in die Feuer des Westhimmels stießen, so daß ein großer Rauch an jenen Horizonten hinzog. Die Aussicht nach Westen war daher nicht besonders. An reinen Tagen sieht man von hier aus weit nach Frankreich hinein, bis hinaus nach Lunéville und Nancy. Vom Elsaß ist nichts zu sehen; es haben sich zu viel Bergschichten dazwischengeschoben. Hier erreicht nämlich das Gebirge seine breiteste Ausdehnung; massige Bergrücken von allerdings nicht viel über 3000 Fuß Höhe, durchweg mit schwarzen Wäldern (zumeist Nadelwald) bedeckt, und nur manchmal mit hellgrüner kahler Hochfläche die Wäldermasse überragend, lagern sich um den Donon, die höchste Kuppe des mittleren Wasgenwaldes (1009 Meter). Niemals habe ich ein solches Gefühl tiefster Waldeinsamkeit empfunden, wie auf dem Gipfel des Donon.

Unser Mundvorrat war leider zusammengeschrumpft. Mein Freund erbot sich bereitwillig, das Nötige aus dem Forsthause heraufzuholen. Ich machte unterdessen, mit Gras, Farnkraut und Tannenzweigen, unser Nachtquartier auf einem östlichen Felsen zurecht.

Eine längliche Sandsteinfelsenfläche bildet den Gipfel des Donon. In den sechziger Jahre hat man am Südende dieser Fläche einen kleinen Säulentempel (musée!) errichtet, in welchem sich, durch ein Gitter abgetrennt, die letzten besehenswerten Steinstücke befinden, die uns französische Sammler hier oben zurückgelassen. Einst war der Berg reich an merkwürdigen Altertümern. Es befanden sich da Reste eines keltischen und eines römischen Tempels und ein Druidenaltar.

Heute ist das meiste verschwunden, und nur die zahlreichen — so zahlreich, wie ich sie nicht wieder in den Vogesen getroffen — mit Hammer und Meißel auf den flachen Platten eingehauenen Namen französischer Besucher beweisen, wie sehr der alte Keltenberg in Gallien noch immer in Ansehen steht.

Die Nacht kam. Und, daß ich's gleich sage: unsere Dononnacht war, von außen betrachtet, so gewöhnlich wie irgend eine andere Nacht. Anfangs ließ sie sich prachtvoll an. Aus den breiten und hohen Kämmen der Rotlach aufsteigend, stand der volle Mond über der Waldlandschaft. Wir wandelten auf der Gipfelfläche, essend, trinkend und schweigend. Ein Gefühl tiefster Menschen- und Weltverachtung, das ich aber zumeist unserer großen Müdigkeit zuschreibe, wie ja überhaupt der Körper so vielfach der Vater unserer Philosophie ist, nahm zunächst von den beiden Nachtwandlern Besitz, als sich nun die Schatten und Nebel der Sommernacht über die lautlosen Täler legten. Die Menschlein strecken sich jetzt da unten in ihre Betten aus, oder sie sitzen in ihren Alkoholhäusern, oder der müde Landmann eilt der Ruhe seiner väterlichen Hütte zu — ein Elsässer nur und ein Rheinhesse wandeln auf mondhellem Dononggipfel, haben auf der Orientierungssäule eine Flasche Rotwein aufgestellt und stärken sich, so oft sie vorbeikommen, von Flasche zu Mund, mit der Ruhe und Schweigsamkeit geborener Weltverächter.

Weitum kein Licht. Nur in der Richtung des Hochfeldes, am Fuße der breiten Bergmasse, die das Schirmecker Tal begrenzt, ein mattes Geflimmer. Bis nach Mitternacht hielt dieses einzige Lichtpünktchen treulich aus; dann erlosch auch das. Und tiefes Dunkel umrahmte nun unseren ernsten Berg, dessen Gipfel aber, wie die umliegenden Höhen, von feierlichem Mondlicht silberhell übergossen war. Ringsum kein Laut! ...

„Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft!“ ... Die schöne Mondnachtsstimmung aus Shakespeares heiterem Märchenspiel fuhr uns plötzlich in die Seele, als einer von uns diese Verse sprach. Ich hatte über Shylock, den Teufel und Intriganten des fröhlichen Stückes, den unsere kunstmörderischen „Virtuosen“ unshakespearisch genug zu einem „interessanten tragischen Helden“ erhöhten, vor kurzem einige Bemerkungen veröffentlicht. Jene Verse riefen nun die Empfindung wieder wach, die mich damals wider die übliche Verzerrung Shakespeares durchdrangen; und nicht bloß wider diese, sondern überhaupt wider eine undichterische Zeit, die so sonnige Märchenspiele derart mißverstehen konnte, daß der einst in des gesunden Hans Sachsens Tagen allemal zum Schlusse geprügelte und ausgelachte Teufel plötzlich als „tragischer Held“ im Mittelpunkte des Interesses steht. Ist diese Rangverschiebung Shylocks nicht bezeichnend?

Unser Schweigen machte einem lebhaften Gespräche Platz. Wir gingen Arm in Arm und sprachen von Shakespeares großherziger Weltanschauung, mit der die unruhigen Schläfer da unten im doppelten Meere der Nacht und des Zeitgeistes so wenig anzufangen wissen. Und wir müssen doch wieder, soll wieder Sonnenwärme über unser mürrisches Europa kommen, wir müssen wieder zu den Tiefen des Gemütes, zu der Reinheit des Empfindens und Wollens zurückkehren, die im gentle, amiable and good natured Shakespeare und seinen glanzübergossenen Märchenstücken oder leidenschaftstiefen Trauerspielen zur Entfaltung gediehen. Wir müssen brechen mit der kunst- und glaubensmörderischen Verdrossenheit („Weltschmerz“) des Jahrhunderts, die nunmehr zu einer wahren Geisteskrankheit ausartet, zu einer Geisteskrankheit, in der alle sittliche und künstlerische Hoheit ebenso zerrüttet wird,

wie das körperliche Rückenmark und die persönliche Selbstachtung.

„Hohe Menschen stehen nicht über der Moral,“ sagt der edle Jean Paul, dessen Sprachfülle und Gedankentiefe, sittliche Hoheit und Empfindungswärme eine Schatzgrube sein könnten für den deutschen Dichter und Mann der Gegenwart, obschon ich seine Formlosigkeiten im Satzbau und Gesamtbau nicht empfehlen will. „Warum soll ich moralische Fehler dem Genie vergeben und dem Dummkopf nicht? Höchstens jenem nicht. Nur der gute Dichter kann der große sein!“ Jeder will heute Genie sein: nun, so mag er vor allen Dingen an Charakterhoheit ein Genie sein!

Wie Shakespeare! Jene innigen Worte aus dem „Kaufmann von Venedig“, hinter deren Klang man förmlich das kindlich staunende, nach dem Nachthimmel emporgerichtete Antlitz des Liebespaares zu sehen glaubt, bilden die Grundstimmung von Shakespeares Religion. Ihr Wesen ist Liebe, ihr Wurzelboden Gemüt, nicht eigensüchtiger und deshalb argwöhnischer, mißtrauischer, verfolgungswahnsinniger und darum so unschöpferischer Verstand. Mein Freund zitierte ein Wort des köstlichen Hinterwäldlers Wilhelm Raabe: „Wie oft durchkreuzt die Furcht vor dem Lächerlichwerden unsere innigsten, zartesten Gefühle! Man schämt sich der Träne und — spottet; man schämt sich des fröhlichen Lachens und — schneidet ein langweiliges Gesicht; die Tragödien des Lebens sucht man hinter der komischen Maske zu spielen, die Komödie hinter der tragischen. Man ist ein Betrüger und Selbstbetrüger zugleich!“

Jean Paul allerdings, so sehr er uns in sprachlicher und gemütlicher, sittlicher und gedanklicher Hinsicht Erzieher werden könnte, an Wirklichkeitssinn bleibt er gar sehr hinter der

Stimmung der Gegenwart zurück. Und damit auch an Gefühl für die Laster und Nüchternheiten der Wirklichkeit und, was wesentlich ist, für das Wesen der Leidenschaft, die im gesunden Shakespeare eben so voll zur Entfaltung kommt, wie die zarten Mondnachtsstimmungen. Leidenschaft entsteht dann, wenn ein stark fühlender, aber auch heftig wollender Mensch mit der widerstrebenden Wirklichkeit zusammenstößt. Jean Pauls Helden bleiben, wie ihr Vater und sein Stil, zumeist in einer beglückenden Traumwolke und lassen es nie zu diesem kräftigen, sinnlichen Zusammenplatzen kommen. Und seine Bösewichter sind wie bei Richardson gleich so arge Bösewichter, daß man ihre Leibhaftigkeit noch weniger glaubt als die seiner vielen herzensguten Gesellen, in denen Jean Paul immerhin eine innere Lebenswahrheit erzielte, sofern er, der Subjektive, einfach sich selbst gab. Aber hätten wir, in dieser elektrischen Helle der Gegenwart, nur wieder etwas von den Abendröten und Blumendüften, die den Dichter des Schulmeisterlein Wuz abschlossen von der rauhen Welt des Alltags! Vermischt mit unserem trefflich geschulten geschichtlichen Verständnis und unserem Sinn für unverlogene Gegenständlichkeit gäbe das ein erhebend Zusammenklingen.

„Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft!" ... Shakespeares wie Jean Pauls und aller gemütstiefen Ahner Glauben und selbstverständliche Überzeugung war es, daß die Gesamtheit der Welt in einer großen Harmonie zusammenklinge, in der alle Unzulänglichkeit dieses groben Planeten und seiner Gefangenen ihren Ausgleich finde. Wie diese friedenstiefe Mondnachtsstimmung in der Seele des einzelnen geweckt werde und zur Entfaltung gedeihe, das ist des einzelnen Sache. Laß die Theoretiker der Religion darüber streiten, die Theologen, von deren rabies erlöst zu sein, der sterbende

Melanchthon Gott dankte. Shakespeare, wie jeder echte Dichter und jeder echte Christ, ist Praktiker. Er strömt seine Lichtfülle, wie einst seine himmlischen Urväter, die Lichtgötter Baldur oder Apollo, in leuchtenden und wärmenden Strahlen aus: in seinen Werken.

Drum ist es aber auch meine tiefste Empfindung — fiel hier mein Freund wieder ein —, daß ein Dichterwerk, das, statt Ernst Verdüsterung weckt und mit einem Fragezeichen endet, wie etwa in Deutschland das beste Erzeugnis des Zolaschen Weltschmerzes, Hauptmanns bittere und verbitternde „Weber“, nicht die volle Poesie ist, die wir suchen. Ich verstehe „Lichtstimmung“ nicht in so kurzsichtigem Sinne, daß allemal in ein „Hurra“ oder „Heil“ ein Werk ausklingen müßte. Oh nein, gerade das Trauerspiel ist die höchste Gattung dichterischer Kunst, weil es in die Tiefen menschlichen Seelenelends hinableuchtet. Aber Seelenelends sage ich, auf Seele liegt der Ton. Über seine Seele ist der Mensch unumschränkter Meister, irdisch betrachtet, auch in äußerem Elend; an unserem Wollen und Erkennen liegt es, in uns selber also, nicht zu enden wie jener tragische Held, der durch innere Schuld und Leidenschaft in sichtbares Elend geriet; jede Tragödie ist eine Predigt wider die Leidenschaft. Das Fragezeichen aber, mit dem Hauptmanns „Weber“ schließen, findet seine Lösung außerhalb des Theaters und der Kunst: in der Sozialpolitik. Ist also widerkünstlerisch! „Der Teufel hole die Zustände, die diese Menschen in solches Elend stießen!“ Das ist die umstürzlerische Grundstimmung des aufgewühlten Zuschauers beim Verlassen des Theaters. Beim Dichter aber wie beim Prediger durchdringt mich das eine innerliche, gegen mich selbst gerichtete Gefühl: „Gott schütze mich — vor mir selber!“ So nur bleibt der Dichter

in seiner Welt; und wie von einer Predigt, erschüttert, vernichtet, und doch wieder voll großer Blicke in die Tiefen der Menschenseele — nicht der Sozialpolitik! — und unbewußt auch voll frischer, guter Vorsätze geht der Zuhörer nach Hause. Wie schließt Jean Paul — um ein Beispiel in kleinem Rahmen zu nennen — sein lieblich Idyll vom Schulmeisterlein Wuz? Der Dichter, und wir mit ihm, sitzt oben auf dem Berge, wo man nach Auenthal hineinschaut, das Herz übervoll von dem Erlebten. „Und als ich unter den rauchenden Häusern bloß das Trauerhaus unbewölkt dastehen und den Totengräber oben auf dem Gottesacker das Grab aushauen sah, und als ich das Leichenläuten seinetwegen hörte und daran dachte, wie die Witwe im stummen Kirchturm mit rinnenden Augen das Seil unten reiße, so fühlt' ich unser aller Nichts und schwur, ein so unbedeutendes Leben zu verachten, zu verdienen und zu genießen.“ Erhabenheit ist seine letzte Stimmung.

Denn Schmerz macht erhaben; Verbitterung aber drängt hinab, zu Entlastung und Rache.

Erhabenheit — ja, wie diese schöne, große Mondnacht! Ist aber der Haß Byrons oder die Menschenverachtung Napoleons wahre Erhabenheit? Sie kam mir immer etwas krampfhaft vor, diese betonte „Erhabenheit“, und sie weicht denn doch bedenklich von der Unbefangenheit Shakespeares ab. Nein, nein, diese Gewaltmenschen haben innerlich die Welt nicht überwunden; erst auf St. Helena, wenn man Las Casas glauben darf, ging Napoleon eine andere Welt auf. Byron, das zerrissene, zwischen Haß und Liebe hin und her geschleuderte Genie, kommt über die Hamlet-Stimmung nicht hinaus. „Der Rest ist Schweigen —“, so hart, stolz und kalt lebt und stirbt der blasse Lord. Man hört es ja aber doch

aus all seinen Zeilen herausknistern, wie sein inneres Feuer so gern in einer ganz anderen, liebestarken Weltanschauung sich betätigt hätte! Aber er fand die Kraft nicht zum verzeihenden Stillesein, trotz der berühmten Worte im „Childe Harold“ (Vergebung sei mein Fluch); er haßte den gentle, amiable, easy and good natured Shakespeare mit dem Hasse des Übertroffenen. Byrons letzte Dichtung war der genial, aber bitter lachende „Don Juan“, dessen ironische Mißklänge sich Heine aneignete; Shakespeares Vermächtnis war „Der Sturm“. Und Shakespeare-Prospero spricht im „Sturm“ die schönen Worte, die als herber Vorwurf über des Gewittermannes Byron Lebensbeschreibung stehen müßten:

Obschon ihr Frevel tief ins Herz mir drang,
Doch nehm' ich gegen meine Wut Partei,
Mit meinem edlern Sinn: der Tugend Übung
Ist höher als der Rache; da sie reuig sind,
Erstreckt sich meines Anschlags einz'ger Zweck
Kein Stirnerunzeln weiter: geh, befrei sie!

Kein Stirnerunzeln weiter! Auch für uns ist das gesprochen, die wir im Hader mit dem Zeitgeist und seinen Vertretern so leicht in eine Herbheit geraten, die uns nachher selber weh tut ...

Auf diesem Boden wanderten unsere Mondnachtsgedanken, während unsere Füße auf einem Wasgauberge lustwandelten. Ich wundere mich, daß wir nach den Anstrengungen des Tages so gar keine Müdigkeit mehr empfanden. Mehr aus einer Art Pflichtgefühl gegen unsere Körper als aus Bedürfnis suchten wir endlich unser grünes Lager auf. Ich war der erste, der sich ausstrecken durfte: der Redakteur hatte die Nachtwache. Um uns gegen die empfindliche und taufeuchte Kälte zu schützen, holten wir unsere — Nachthemden

aus dem Ranzen und zogen sie über die Überzieher; das Ränzel diente als Kopfkissen.

Aber wir hatten einen verdrießlichen Umstand bei diesem scheinbar so erhabenen Bergquartier außer acht gelassen: kaum lag ich auf meinem Farnkraut und schaute in den klar über mir wandelnden Mond empor, so spürte ich um Gesicht und Hände ein höchst lästiges Kitzeln. Druidengeister hatten sich in Mücken verwandelt, brachen nun aus ihren mitternächtigen Büschen und setzten sich den Entweihern des Berges auf die Haut. Ich mußte also ein Taschentuch zwischen die Mondnacht und mein Gesicht breiten, und die Hände verbarg ich gegenseitig in den Rockärmeln. So versuchte ich zu schlafen. Aber es ging nicht. Wir erhoben uns also wieder und nahmen, in unserer lichten Gewandung wie Druidengespenster durch das Mondlicht schwebend, unser Wandern und Philosophieren aufs neue auf.

Wir kamen, nach dem und jenem, auf die Technik des literarischen Naturalismus zu sprechen, auf das getreue „Abschreiben der Wirklichkeit“, das nach dem Rausche der Romantik, in Frankreich, durch den Gestalter Balzac und den Denker Taine auf den Protokollisten Zola, von Zola u. a. auf die Deutschen Holz-Schlaf-Hauptmann „vererbt“ wurde, möchte man fast mit dem Moralisten Ibsen entschuldigen.

Eine Poesie jedoch, die sich auf der angedeuteten Welt des Gemütes aufbauen würde, müßte naturgemäß eine andere Technik handhaben. Denn die Weltanschauung ist es ja, aus der erst Sprache und Form herausquellen. Kann mir wirklich so viel daran liegen, ob die Menschen des Kunstwerks, das doch zusammengezogene und vielfach erläuterte Wirklichkeit ist, in dem nüchternen Tonfall sprechen, den ich auf der Straße behorchen kann? Dem Seelendichter wird

es vor allen Dingen darum zu tun sein, den Leidenschaften und Gefühlen, die mit seinen Menschen von zartester Regung bis zu wildestem Ausbruch ihr Spiel treiben, den entsprechenden Ausdruck zu geben. Und da ist die sogenannte „Sprache des Lebens“ unzulänglich. Da geht das Empfinden wie alle Leidenschaft in Musik über, und unsere alten Dichter griffen zum Rhythmus, ein Shakespeare läßt seinen Lear in den unwirklichsten Jamben seinen Seelenschmerz hinaustoben:

> Blaset, ihr Winde, sprenget eure Wangen!
> Tost, blast! Ihr Himmelsfluten und Orkane,
> Strömt, bis ihr Türm' und Wetterhähn' ersäuft!
> Ihr schweflichten, gedankenschnellen Blitze,
> Vortrab der Eichen-spaltenden Donnerkeile,
> Versengt mein graues Haupt! Kommt, Wetterstrahlen,
> Und schlaget flach des Weltbaus dicke Rundung!
> Zerkracht die Formen der Natur, verwüstet
> Auf einmal jeden Keim, woraus der Mensch
> Entspringt, der undankbare! . . .

Hier so wenig wie dort für die zarten Mondnachtsworte Lorenzos findet sich in der Wirklichkeit ein Vorbild; so spricht nur die innerste Seele. Der Wortezauberer aber, der Dichter, gibt den Gefühlen seines Helden eine Zunge, und läßt nun in ungewöhnlicher, in der Wirklichkeit nie vernommener und nie zu vernehmender Sprache die Seele seiner Menschen äußern, was sie an ungewöhnlichen Empfindungen und Gedanken überfüllt. Und diese nie in der Alltagssprache vernommene und nie zu vernehmende Sprache der hochgehenden Seele nennen wir Poesie. Der Dichter fängt also da an, wo der Protokollist aufhört.

Aber nicht nur die Sprache, auch die **Stoffwahl** würde eine andere werden. Was liegt dem Dichter daran, ob die Gestalten, mit denen er lacht und weint, ein „Problem“

moderner Sittenlehre oder Sozialpolitik oder sonst eines Faches miteinander lösen oder nicht lösen? Löst Shakespeare Probleme?

Und ist denn wirklich in den dreihundert Jahren — dreihundert Jährlein im Laufe der Erdgeschichte! — die Seele des Menschen so anders geworden, daß auch die innere Technik der Poesie so ganz anders werden müßte? Ist die Seele des arischen Menschen überhaupt in der ganzen Zeitspanne, die unsere Geschichtskenntnis umfaßt, in ihrem rein menschlichen Lieben und Hoffen eine andere geworden? Für den Dichter, dem der innere Mensch die Hauptsache ist — und das ist er doch wohl jedem Dichter —, ist das Wesen aller Poesie, vom alten Homer bis zum neuen Goethe, immer und immer dasselbe. Und hat sich denn etwa seit Shakespeare die Weltanschauung so sehr verändert?

Der greise Goethe mag sich wohl etwas dabei gedacht haben, als er zu Eckermann das Wort sprach: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breitere Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert, wird er nicht hinauskommen.“ Alle Einwürfe, die von moderner Seite gegen den Stimmungs- und Gedankengehalt des Christentums erhoben werden, finden sich ihrem Kerne nach bereits in des scharfsinnigen Celsus oder des schwächeren Porphyrius und ihrer Bundesgenossen Gegenschriften gegen die Kirchenväter. Nichts Neues unter der Sonne in einem weltgeschichtlich so winzigen Zeitraum! Und nun will sich auf die Augenblickslehre des Materialismus — denn Zola fußt auf den Positivisten Comte, Littré, Taine — eine „neue Kunst“ aufbauen, die den Körper und das

grobe Stoffliche in den Vordergrund stellt? Ach Gott, das ist ja nur ein Bankrott an großer Poesie, wie jenes ein Bankrott an großer Weltanschauung! Und es ist so bezeichnend, daß der Vater des französischen Materialismus, der Enzyklopädist Diderot, auch der Vater des trockenen „bürgerlichen Dramas“ ist. Das ist alles wunderbar ineinander verflochten — fängt man an dem einen Ende an zu rütteln, so stürzt das ganze Gebäude des Zeitgeistes zusammen. Und nichts bleibt vor dem verblüfften Beschauer, als eine innere Öde, der wir nun unaufhaltsam zusteuern, sobald die äußeren Reizmittel erschöpft sind. Und als einzige Lebensbetätigung ist uns anders Gestimmten vorerst nur die Möglichkeit gelassen — in Nachtkleid und Mondlicht auf einsamen Wasgaukämmen, an der fernsten Grenze unsres geliebten Vaterlandes, abseits zu warten, bis auch wir wiederum zu Tal fahren und mitreden dürfen ...

Damit waren wir wieder in der Wirklichkeit. Es hatte sich ein leiser Nachtwind erhoben und mochte eine gewisse Abrundung unseres Gespräches beschleunigt haben: ringsum fingen die Büsche an mitzureden. Es war wie das Geflüster eines zuhörenden Volkes, das in der Pause unserer Rede seinen Empfindungen Luft machte. Bald verfinsterte sich auch der Himmel; die Vortruppen eines langen Wölkchenzuges gelangten da oben an. Zuhörer also auch dort. Wir waren plötzlich in einer belebten und belebenden Natur, die unsere Aufmerksamkeit in vollem Maße auf sich zog.

Besonders nach dem nahen Himmel, der uns nun entrissen zu werden drohte. Aber immer wieder legten sich ganze Flächen blau und blank vor unsere Blicke, und der Mond stand wie ein Feldherr darin; bis freilich gegen Morgen die Übermacht der Grauwolken den Sieg behielt.

Welche Sternenfülle in jenem einzigen blauen Binnensee

dort! Wir suchten den Polarstern. Wenn man von ihm aus nach den Hinterfüßen des Großen Bären eine gerade Linie zieht, so ist der Zeiger der Himmelsuhr hergestellt. Rechts hinten liegt dann das geknickte W der Kassiopeja, vorn links die nördliche Krone und das Ypsilon des Bootes, wie ein mächtiger Gekreuzigter über den Himmel gezeichnet. Dazwischen drängt sich eine Fülle uns unbekannter Sonnenpunkte. Mehr als viertausend solcher Sterne und Doppelsterne sind dem bloßen Auge sichtbar. Und niemand weiß, wie viele Millionen und Milliarden von Sonnen der Weltraum birgt. Ein Hineinträumen in diese schauerlichen Tiefen läßt alles Denken stille stehen. Die mathematischen Spannen, die „Lichtjahre“ und „Siriusweiten“, mit denen die Sternkunde in diesen Räumen hantiert, sind für die lebendige Anschauung nur Begriffe, unfaßbar wie das Wort Unendlichkeit. Aus der einzigen Sonne ließ sich ja eine Million und fünfhunderttausend Erdkugeln kneten — und wer kennt und beherrscht auch nur sein Heimatfleckchen, sein Geburtsörtchen auf dieser uns so groß dünkenden Erdkugel! Und unsere Sonne ist klein im Vergleich mit manchen Fixsternkolossen. Dort funkelt Wega in der Leier. Der Umfang der Neptunbahn, unseres ganzen Planetensystems also, wäre kaum groß genug, diese Riesensonne zu umfassen, die als Zieratpünktchen an unsere Himmelsdecke geklebt scheint. Wenn Mädler recht hat mit seiner Annahme einer Fixsternwelt, die durch die nebelgleiche Sternenfülle der Milchstraße ringförmig von anderen ungeheuren Fixsternwelten abgegrenzt ist, welche erdrückenden Größenverhältnisse! Die Sternennebel, die wir dann z. B. im Orion sehen, wären also wieder Fixsternwelten, die sich, wie unser System um Alkyone in den Plejaden, wie unsere Planeten um ihren einzelnen Fixstern Sonne, wieder um

einen unbekannten Schwerpunkt mit all ihren Sonnen und Planeten und Monden bewegen würden? Und bewegen sich am Ende mehrere Fixsternwelten, deren Durchmesser zu durchfliegen die schnellste aller Flugkräfte, das Licht, Hunderttausende von Jahren braucht, bewegen sich mehrere solcher unfaßbaren Riesenellipsen um einen gemeinsamen Schwerpunkt? Und wo ist der letzte aller Schwerpunkte, wie erklärt sich die Licht- und Kraftquelle dieser unermeßlichen Schöpfung?

O du kleiner Wasgau und ihr nichtigen Nachtwandler! Wer will angesichts dieses Sternenhimmels nicht ganz und gar abschütteln, was ihm an Erdensorgen die Seele bedrückt! Jedes Staubkörnchen und Lichtfünkchen in diesem Weltall ist durch Ursache und Wirkung eingebaut in dies lebendige Uhrwerk. Jede unserer Taten zeugt weitere Taten, jeder hohe Gedanke, der uns die Seele durchglüht, hat seine Wirkung, wie er seine Ursache hat — und wer bis dahin von der Vorsehung geführt wurde, daß er verständnistief und anbetend in diese leuchtende Unendlichkeit hinausschauen kann — heil ihm! Ist sein Wille gesund, so wird er weitergehen auf der Bahn zum ewigen Lichte, so muß er weiterwandern den beseligenden Höhen zu. Ein Anstaunen dieses umfassendsten Kunstwerks aller Kunstwerke entzückt und durchschauert, bis eine tiefsinnige Sehnsucht nach letzter Klarheit, nach Erkenntnis der letzten Harmonie aller Dinge wie süße Musik dein ganzes Wesen ehrfurchtsvoll durchströmt! ...

„Hier sitzen wir und lassen die Musik
Zum Ohre schlüpfen; sanfte Still' und Nacht
Stimmt zu den Klängen süßer Harmonie“...

Ja, da waren wir wieder, wovon wir ausgegangen; aber wir ahnten eine höhere Musik ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich schlug vor, wieder unser Felsenquartier zu beziehen. Der Wind hatte das Mückenvolk vertrieben.

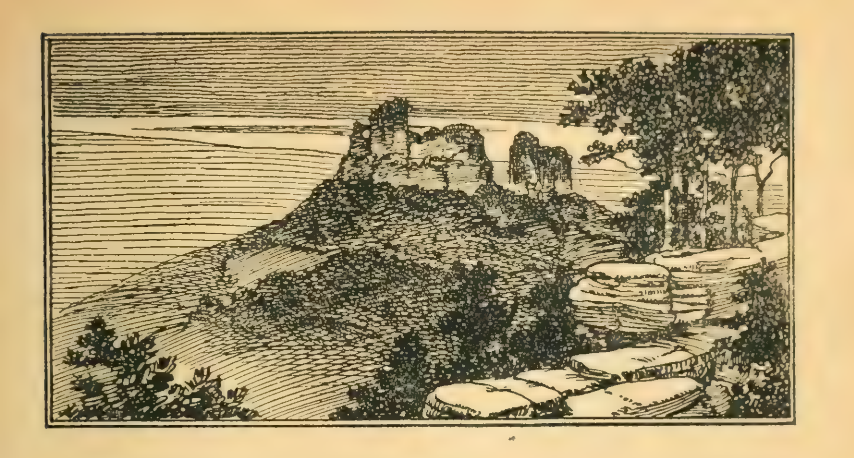
Mein Freund streckte sich aus, unter einer Bettdecke von Tannenzweigen. Und bald merkte ich, daß er schlief. Ich gönne dir den Schlaf. Du leidest schwerer unter dem Zeitgeist, frommer Katholik, als ich, der ruhigere Protestant. Wie ein weißer Waldgeist saß ich zu seinen Häupten, an eine verkrüppelte Birke gelehnt, bald auf den schlummernden Idealisten hinabschauend, bald nach den lieben Gefilden des Nachthimmels.

Manchmal auch mußte ich mich umschauen. Es steht in der Nähe des Tempels eine etwa anderthalb Meter hohe Steinsäule; so schwarz und deutlich hob sich diese Säule vom Nachthimmel ab, daß sie bei flüchtigem Umblick aussah wie eine Menschengestalt. Vielleicht ein Priestergeist, der streng und starr nach den Besuchern des blutgeweihten Berges den flammenden Blick wirft? Wie, wenn da nun plötzlich ganz feine Töne dem Innern dieses Berges entwüchsen, immer näher, grauenhafte Chorgesänge gebannter Druidengeister? Und schau dich wohl um: flimmert dort im blassen Lichte nicht ein langer, lautloser Zug weißgekleideter Gestalten, all die fahlen, harten, unheimlichen Priester und Priesterinnen der Gallier- und Römerzeit? Ha, wenn jetzt jählings, Mark und Bein durchdringend, all ihre Geschlachteten mit Weh- und Wutgeheul herausbrächen und den verfinsterten Berg umsausten! Denn der Donon war der heiligste Opferberg des Wasgaus ...

Aber weder ein Waldtier noch ein Priestergespenst ließ sich vernehmen. Und als ich mehrmals einnickend beinahe von meinem Felsensitze herabgerollt wäre, kreuzte auch ich die Arme, lehnte mich an die säuselnde Birke und schlief ein. Wir waren todmüde.

Eine fahle Morgendämmerung umzog die Kämme des Narions und des Katzenbergs, der ins Steintal hinüberschaut, als wir uns ermunterten. Der Redakteur ließ einen hallenden Revolverschuß in die Täler krachen; und singend verließen wir den Donongipfel. Unterwegs freilich wurden wir sehr still. Wir schliefen beinahe im Gehen. Und zu Schirmeck ließen wir uns ein Zimmer geben und holten mit tiefer Wonne den versäumten Schlummer nach. Ein schweres Gewitter mit dröhnendem Platzregen kam aus dem oberen Breuschtal, von Rothau und Fouday, und zog ins Elsaß hinaus. Wir hörten es kaum. Wir lagen auf unseren Betten und träumten von der Dononnacht und ihren Mondscheingedanken.





Odilienberg

Der Erdball leuchtet als ein Gottesland
Dem Pilger, der die blaue Blume fand.

Wächst eine Lilie aus des Hochwalds Blau:
Das lichte Kloster einer heil'gen Frau.

Und ob ich suche immer-, immerzu —
Die blaue Blume, hehrer Berg, bist du



ls wir noch Kinder waren, schauten wir mit großen Verwunderungsaugen in eine märchenschöne Welt. Welch ein tiefes Entzücken, welch ein herziges Lachen, dessen wir damals fähig waren, wenn uns Vater Geschichten erzählte von guten Menschen, die so herzhafte Taten glücklich vollbrachten! Und dieser eindringliche Zorn, der sich in jeder Linie unseres Gesichtes kundgab, der uns beinahe zu lautem Aufweinen brachte, wenn wir von dem Sieg der Schlechten hören mußten!

„Wär' ich mit meinen Mannen dabei gewesen," rief jener herzensgrade Germanenfürst, hingerissen von des Send-

boten Erzählung von Gethsemane, „sie hätten ihn nicht gefangen!“ Und er schlug zornsprühend ans Schwert. Und der ausdrucksvolle „Heliand“, mit welchem Kriegerbehagen weiß er auszumalen — worüber die Bibel so rasch hinweggeht — wie Held Petrus mit seinem guten Schwerte dem Malchus eine ganz vorzügliche Wunde hieb!

„Da brauste auf
Der schnelle Schwertdegen Simon Petrus,
Ihm wallte der Mut, kein Wort konnt' er sprechen,
So voll Harm war sein Herz, als sie seinen Herrn da
Binden wollten: da ging er voll Grimm,
Der kühngemute Kämpfer vor seinen Fürsten,
Hart vor den Herrn. Sein Herz war bereit
Und unverzagt, er zog ohne Zögern
Das Schwert von der Seite und schlug voll Wucht
Auf den vordersten Feind mit der Hände Kraft,
So daß Malchus wurde von der Schneide der Waffe
An der rechten Seite mit dem Schwert gezeichnet,
Er hieb ihm das Ohr ab, sein Haupt ward wund,
Daß vom Schwert zerschnitten Backe und Ohr
In Todeswunde barst und das Blut nachsprang,
Aus der Wunde wallend. So war die Wange verwundet
Dem vordersten Feind; das Volk floh auseinander,
Des Schwertes Biß scheuend“ . . .

Welches Miterleben! So rein und frisch waren wir, als wir noch Kinder waren.

Ich bin wieder ein Kind geworden auf dem Odilienberg. Mit den Augen tiefster Verwunderung und Entzückens stand ich eines Samstagabends auf dem heiligen Berge und staunte in den Glanz und Duft hinaus, der das Elsaß einhüllt.

Hier ist der Glanzpunkt aller Schönheiten des Wasgaus. Nichts Innigeres hab' ich in den Vogesen erlebt, als jenen

wunderbaren Sommerabend auf Odilienberg. Es ist nicht nur die Aussicht, es ist auch nicht die Berglandschaft, die allerdings kühner und stolzer ist als der einfache Hohbarr: es verbindet sich mit diesen äußeren Reizen die Weihe der Stätte, auf der man steht, eine Stätte, auf der vielleicht seit zweitausend Jahren und länger nahezu ununterbrochen gallische und römische Götter und endlich der Christengott angebetet wurden. Es verbindet sich damit der Eindruck der Vergangenheit, die über diese breite Kuppe des Männelsteins dahinging.

Ich rückte den Stuhl ans Fenster, starrte und staunte. Der Sommerabend hatte einen glänzend blauen Duft über die Ebene gelegt. Wie einst die Ostsee, als ich von Rügen abfuhr, in der sich die rosafarbenen Lichter des Sonnenuntergangs badeten, so breitete sich hier ein purpurdurchschimmertes, blaues Meer vom Wasgau hinüber nach dem Schwarzwald. Die badischen Bergkuppen ragen als lange Strandhügel deutlich umrissen in die reine Höhenluft. Über ihnen spiegeln sich alle Farben des Westhimmels wider: rosa, violett, orangegelb, und zuletzt eine einzige blaßblaue Fläche, die erst spät in das gleichmäßige Dunkelblau eines Sommernachthimmels übergeht, durchwirkt mit kleinen Sternen. Kein Dorf mehr ist sichtbar; nur einige weiße Straßen, und zwischen bunt aneinandergeflickten Äckern eine dunkle Waldinsel. Da beginnt die Glocke von Heiligenstein ihr Nachtgeläute; die Glocke des nahen Bernhardsweiler antwortet; und nun geht ein großer Glockenchor unsichtbarer Dörfer durch das betende Elsaß. Lautlos, noch vom Abendhimmel rötlich überschimmert, wartet die massige Kuppe des Männelsteins. Jetzt weht auch aus dem Kloster hell und rein des Nachtglöckchens Gebet über die Hochfläche. Die letzten Abendwandler verlassen die Terrasse.

Und bald deckt eine duftblaue Sommernacht alle Täler und Höhen, und kein Laut mehr unterbricht die tiefe Stille, die Berg und Kloster umfangen hält. O heilige Odilia, du Schirmherrin dieses wunderschönen Landes, mitten im Weltsturm gib meiner Seele diesen tiefen Frieden! ...

In der Nacht weckte mich all die Wonne wieder auf. Ich glaube, ich habe im Schlafe gelächelt und im Traume wieder all die Märchenländer geschaut, darin ich als sorgloser Knabe über blumige Wiesen gesprungen. Ich trat ans Fenster. Ein leiser Nachtwind ging um und sauste hohl in den schwarzen Wäldern des Männelsteins. Kein Mond. Aber eine Menge funkelnder Sterne; und da unten, wie ihr Widerschein in einer weiten Wasserfläche, spärliche Lichtpunkte im nächtlichen elsässischen Meere, bis weit hinüber an die Schwarzwälder Küste. Ein Käuzlein ruft aus der Föhrenwaldung der Heidenstadt; im Tale rauscht ununterbrochen ein Wildbach. Sonst aber auch nicht der leiseste Laut. Wie ertrunken liegt die ganze Welt! Und ich schaue aus meinem Himmelsfenster und lache schadenfroh hinunter. Also nur zum Sterben, nicht weiter, hat's diese große kluge Welt mit all ihrer Weisheit gebracht? Seelenvergnügt springe ich wieder in mein schneeweiß Bettzeug und ziehe wie weiland Schulmeisterlein Wuz die Wolldecke hoch an die Augen und die Knie hoch an die Rippen, in einem Zustande reinsten, gedankenlosesten Glückes.

* * *

Sonntagmorgen ist's. Ich wandle wieder als vernünftiger Mensch unter vernünftigen Menschen. Und da mache ich mir denn ruhig klar, daß ich ein Recht habe zum Entzücken im allgemeinen, so gut wie ein ander Erdgeschöpf zu Bier und Rauchtabak; und ein Recht zum Entzücken im besonderen:

erstens als Poet, zweitens als elsässischer Gast des poesievollsten aller elsässischen Berge.

Es sind nicht bloß die landschaftlichen Wonnen, die uns den Odilienberg so lieb machen. Es mischt sich mit dem äußeren Reize die hehre Weihe, die das Kloster dem Berge verleiht. Keine trinkgelderbedürftigen Hotelkellner umgeben dich hier. Schwestern, in schwarzem Gewand und weißer Haube, die mit Gebet und Arbeit ihren Tag füllen, sind die freundlichen Bewohnerinnen. Die Kapelle, in der sich Odilias Gebeine befinden, und die Klosterkirche, der Mittelpunkt der ansehnlichen Wirtschafts- und Wohngebäude, geben dem Geiste dieser Stätte ein mildes Gepräge. Was heißt „Mönch sein"? fragte ich an der Michaelskapelle. „Mönch" ist der Mann, der sein Herz an nichts hängt, als an Gott und seine Ausstrahlungen. Wohlan, dieser durchheiligende und verklärende Geist schwebt auch über dieser hohen Stätte, wie er über jedem Ewigkeitspilger und Lichtsohne verklärend schwebt. Ewigkeitspilger ist auch der wahre Dichter; der Dichter ist also hier unter Verwandten, ihr Schwestern vom Odilienberg!

Aber mich trieb's hinaus. An diesem lieblichen Sonntagmorgen, als alle Hänge widerhallten von Volksliedern, als die Glockentöne der Ebene im leisen Windhauche wie ein langsamer Rauch bergauf schwebten, schritt ich auf knirschendem Kieselpfade durch den Morgenwald. Der breite Rücken des Männelsteins biegt sich in einem Halbkreise der Ebene zu. Am nördlichen Ende dieses Hufeisens, auf einem kräftigen Felsenaufsatze, schimmern die Klostergebäude. Die südliche Masse, höher und breiter als die Klosterhöhe (800 m), von kniehohem Heidekraut und verkümmerten Föhren wirr überwuchert, läuft in den Männelsteinfelsen aus, einen pracht-

vollen Aussichtspunkt. Diese lange Bergfläche, die sich auch nach rückwärts und nördlich des vorspringenden Klosters weithin ausdehnt, bis ans Hagelschloß, war vorzeiten mit einer großen Mauer umgeben. Noch jetzt ist das gutgefügte Mauerwerk mit seinen starken, durch Holzkeile verbundenen Steinblöcken fast in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar; oft sogar ragt es noch mehrere Meter hoch, grau und übermoost, die zahlreichen Felsen des Hanges miteinander verbindend, über den Bergrand.

Was bedeutet diese wunderbare Ummauerung, deren natürlichen Herzpunkt das Kloster bildet?

Das Volk nennt die Mauer „Heidenmauer“ oder noch scheuer „Teufelsmauer“. Ohne allen Zweifel besitzen wir hier ein uraltes Kulturdenkmal, das womöglich bis in vorarisches Altertum hinabreicht; vielleicht stand hier eine gallische Bergstadt, wie deren Cäsar in seinen Denkwürdigkeiten mehrere beschreibt (Alesia, Bibrakte). Die eindringenden Römer benutzten dann den festen Berg und verwandten wenigstens die Felshöhe des Klosters zur Anlage eines Kastells. In der Nähe des Klosters wurden viele Münzen des Kaisers Maximianus Herkuleus (286) gefunden. Ob auch die übrige Stadt als Schutzlager gegen die anflutenden Alemannenstämme besetzt wurde, läßt sich nicht feststellen. Die Heidenstadt selbst verödete bald; ihr Herz aber, der Punkt, auf dem jetzt das Kloster steht, gedieh um so besser. Als die Römer von den Germanen in ihren Süden zurückgeworfen waren, erwuchs aus den Trümmern des Kastells die Burg eines fränkischen Germanen: Adalrichs, von der Legende auch Eticho oder Attich genannt. Er war Herzog des Elsasses (nach 600). Hohenburg (früher Altitona) nannte er die Bergfeste, die seine nahe Residenz Oberehnheim überschirmen sollte. Adal-

richs Tochter Odilia war dann von der Vorsehung bestimmt, dieses merkwürdige, bunt wechselnde Erbe anzutreten und zu behalten bis auf den heutigen Tag. Aus der Keltenstadt eine römische Festung; aus der Römerfestung eine germanische Ritterburg; und aus der Ritterburg ein Frauenkloster — das sind die wundersamen Schicksale, die über diesen Berg gegangen sind, und deren mannigfacher Wechsel in ganz Deutschland seinesgleichen sucht.

So schließen sich landschaftlicher Reiz, freundliche Klosterstille und reizvolle Vergangenheit zusammen und erhöhen diesen reichen Ort zum Glanzpunkt aller Wasgauschönheiten, zum Helikon und Parnaß, zum Dichterberg des Elsasses. Und es ist sinnig, daß gerade auf diesem, auch geographisch ungefähr die Mitte der Vogesenkette bezeichnenden Berge, daß gerade auf diesem Mittelpunkt des elsässischen Gebirges die „Schutzpatronin des Elsasses" ihr Kloster errichten durfte.

Wenn man an der Legendengestalt der heiligen Odilia, und überhaupt an den Heiligen der katholischen Kirche, auch als Nicht-Katholik, eine reine Freude empfinden will, so muß man alle Dogmatik dahinten lassen und mild und weit als Mensch und Künstler vom Empfinden aus urteilen.

Es gewährt einen menschlich-künstlerischen Genuß, an der Hand der Legende zu verfolgen, wie die zarte, blindgeborene Odilia den großen, rauhen Kriegsmann Attich, ihren Vater, Schritt für Schritt bändigt. Schon als neugeborenes Kind muß sie in Schutz gebracht werden; die Klagen der Mutter Bereswinda sind umsonst: der ungestüme Adalrich mit der ganzen Leidenschaft einer ungebrochenen Zeit will das blinde Kind, auf das er, als auf einen helläugigen Sohn, so lange gehofft hat, in seiner zornigen Enttäuschung aus der Welt schaffen. Heimlich wird Odilia von einer treuen Dienerin

nach Burgund gebracht und dort im Kloster Palma erzogen. Durch ein Wunder wird sie bei der Taufe sehend*). Und nun beginnt zunächst der Kampf der Mutter Bereswinda und der milderen Brüder wider den verbohrten und vertrotzten Vater. Die Kunde, daß Odilia lebt und sehend ist, dringt an den Hof nach Oberehnheim und Hohenburg; Hugo wagt es, ohne Wissen des Vaters, die Schwester holen zu lassen. Ein Faustschlag, der den warmherzigen Jüngling zu Boden streckt und, nach längerem Siechtum, seinen Tod herbeiführt, ist des blindlings in sein Unrecht sich verbeißenden, der Nachgiebigkeit sich schämenden Vaters Dank. Als aber Odilia in ihrer lebenswarmen Schönheit vor ihn tritt, da schmilzt dem rauhen Krieger das Herz. Mit Tränen schließt er die Tochter in die Arme.

Aber das ist nur eine Pause im Kampfe zwischen Roheit und Sittigung. Der Vater, nicht wenig stolz auf seine engelhafte Tochter, will das Mädchen natürlich vermählen, an den Tüchtigsten natürlich. Weigerung Odilias, die nur ihren Himmelsbräutigam liebt; Eticho staunt erst, dann flammt er zu doppeltem Zorn auf. Odilia muß aufs neue fliehen, im Bettlergewand, über den Rhein. Der empörte Vater verfolgt

---

*) Hier muß der Verfasser des bekannten und mehrfach komponierten Gedichtes „St. Odilia“ — „Ihr Herz war eine Sonne“ — um Entschuldigung bitten: er hat sich damals in der zweiten Strophe eine Freiheit erlaubt, die er heute nicht mehr für statthaft hält. So unsicher auch die Einzelheiten der Odilien-Legende sind, so stimmen doch alle Berichte darin überein, daß das bereits herangewachsene Kind bei der Taufe (durch einen Bischof) das Augenlicht erlangt habe. (Vgl. Ch. Pfister, La Légende de Sainte Odile, Paris 1892; E. Wehrmeister, Die hl. Odilia, St. Ottilien in Oberbayern, 1902; R. Forrer, Der Odilienberg, Straßburg 1899; in Vers und Prosa hat auch E. Schuré den Stoff behandelt: La Légende de l'Alsace, Paris 1884, und Les grandes Légendes de France, 6. Aufl., Paris 1908.)

sie; schon hat er die Flüchtige unmittelbar vor sich an einer Felswand: da öffnet sich die Wand und nimmt die Verfolgte auf. Und durch dieses Wunder endlich, durch ein Eingreifen des Himmels also, bricht die hochgetürmte Leidenschaft des heißblütigen Kriegsmannes zusammen. Er geht in sich, er ruft Odilia zurück und läßt sich von nun an wie ein Lamm am Gängelbande führen. Alle Klosterbauten gestattet er willig, stellt das erforderliche Land und Geld zur Verfügung und tritt in jeder Beziehung die Herrschaft an seine schwache und doch so starke Tochter ab. Ein bedeutsamer Anblick! Wenige Monate darauf aber ist er tot; mit dem Zusammenbruch dessen, was sein Leben füllte: seiner Leidenschaften, ist auch seine Lebenskraft gebrochen. In die milde Klarheit, die Odiliens Antlitz durchleuchtet, kann sich sein starrfaltig Kämpfergesicht, seine Runzelstirne, seine tiefen Brauen nicht mehr auseinander klären.

Und jetzt erwuchs ein neues, sonniges Geschlecht auf den Burgen des überwundenen Zornmannes und seiner toten Zorngenossen. Über das ganze Land streute dies christlich-germanische Rittergeschlecht Bildungsgebäude jener Zeit: Klöster, Klosterschulen, Stiftungen frommer Art, und verwandelte Barbarenland in Kulturland. Und an ihrer Spitze stand die siegreiche Königin des Elsasses, die zartstarke Odilia. Man kann vielleicht sagen — ohne daß aber des Wasgaumissionars Columbanus Verdienste geschmälert werden sollen —, daß die „weltflüchtige" Odilia es war, die an der Gesittung des alten Elsaß das meiste getan, wenn nicht selber, so doch durch den Einfluß, den sie auf ihre weitverzweigte Familie und von da aus auf große Kreise der Bevölkerung ausübte, so daß — wie eine Tafel in einem der Gastzimmer mitteilt — die berühmtesten europäischen Fürstenhäuser stolz

darauf waren, von „Adalricus, dem Ruhm Europas", abzustammen. Ihr Kloster, die frühere Hohenburg, schimmerte wie eine Leuchte, bis nach Straßburg sichtbar, wie eine neuartige Residenz, über die Tiefebene. Und so war die Überlieferung auf diesem Berge gar nicht unterbrochen: wie einst in gallischer, wie dann in römischer und wie zuletzt in fränkischer Zeit, so war in viel tieferem Sinne auch unter Königin Odilia die Hohenburg Herrscher- und Schirmstätte des Elsasses.

Das ist es, diese wunderbar reiche Vergangenheit, die mir den Odilienberg — der hierin vergleichbar ist mit der Wartburg der heiligen Elisabeth in Thüringen — zur Perle des Wasgaus macht*).

* * *

„Die wilden Waldesvögelein,
Die hießen sie willkommen sein
Gar süß in ihrem Lateine" . . .

Waldvögelein, wunderlieb ist euer „Latein"! Schön zu zweit darunter hinzuwandeln, wie Tristan einst und Isolde, schön aber auch in der glänzenden „Gemeinschaft der Heiligen", die diesen Berg einst belebte! Und so streife ich langsam durch diesen grünen, sonntagsstillen Wald, die graue Heidenmauer entlang, an den Druidengräbern und am Wachtstein vorüber, in die entzückende Aussicht des Männelsteins. Nur eine kleine Kohlmeise ist von allen Lebendigen meine Begleiterin. Ich

*) Der Verfasser der „Wasgaufahrten" hat diesen Stoff auch in der dramatischen Dichtung „Odilia" gestaltet (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 2. Aufl. 1911), kurz nach dem Drama „Gottfried von Straßburg", dessen erster und letzter Akt gleichfalls vor und auf dem Odilienberg spielen.

habe sie mir herbeigepfiffen mit einem lockenden „d' Zit isch do!“, dem Frühlingsruf der Meisen. Und nun fliegt die Neugierige von Eichbusch zu Eichbusch, von Föhre zu Föhre neben mir her; Gelbammer und Grasmücken werden unruhig, ob denn der Frühling wieder anfange; der Wald widerhallt von unserem Lenzduett „d' Zit isch do! d' Zit isch do!“

Rechts werden die Burgen Andlau und Spesburg sichtbar; die stattlichen Wälder von Hohwald breiten sich aus; dort über dem Hochfeld pflegt das Abendrot zu verglühen. Irgendwo da unten, nach Westen, ist die umgrünte Ruine Birkenfels verborgen; weiter nördlich liegen ganz versteckt die kleinen Trümmerburgen Dreistein, Kageneck und Hagelschloß. Und seltsame große Felsblöcke sind durch diesen Wald hin zerstreut. Die Phantasie hat Spielraum, sich diese Blöcke als ehemalige Altäre vorzustellen ...

Aber bei allen Reizen des Waldes — die Ebene da unten und ihre Menschheit hält mich wiederum gepackt. Wie ein Nixenmeer, voll heraufschimmernder Städte und Dörfer, tut sich am Männelstein die blaue Fläche auf. Aus ihrer Tiefe, leis und lockend, lösen sich Glockenlaute versunkener Kirchen — unwiderstehlich den Schiffer in ihre Träume verspinnend, der vom Rande dieser Felsenküste hinabschaut. An der östlichen Heidenmauer spreite ich meinen Mantel über bemooste Blöcke, werfe mich darauf, stütze die Ellenbogen auf die harten Steine und das Kinn in die Hände. Und so lasse ich den Klang der Vineta-Glocken heraufzittern ...

Jahrhunderte hindurch war dieser Klosterberg ein Kraftquell religiösen Lebens. Kaiser und Könige kehrten hier oben ein; unter den Hohenstaufen noch war das Kloster eine Berühmtheit; Herrad von Landsberg, die hochgebildete Äbtissin, die Verfasserin des unersetzbaren hortus deliciarum, einer Chronik

alles Wissens jener Zeit*), gab dem Kloster Glanz und Namen. Dann aber tritt die Bedeutung der hohen Stätte zurück; das Bürgertum reckt sich, die Burgen und Klöster der Waldberge treten ihre Herrschaft an die Städte der Ebene ab. Mit dem vierzehnten Jahrhundert beginnt in der Ebene ein wunderlich Leben, eine langsam erwachende bürgerliche und religiöse Selbstbetätigung. Aber die glanzvolle, weltunterjochende Al-Fresko-Politik der Hohenstaufen ist dahin; demokratische Regungen wachsen aus dem Schutte des Kaiserreichs empor. Auch der edle Minnesang ist tot, der trockene Meistersang ist sein Schatten. Das bessere seelische Leben kann sich also in derartig matter und hohler Kunst nicht mehr wohl fühlen; es muß auswandern auf andere Gebiete.

Dieses Nachbargebiet war die Religion. Die Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts waren die Erben der Minnesänger, die Verkörperer deutschen Gemütes, das in der Hülse der Poesie, im Meistersang, keine Stätte mehr fand. Und hatte das Elsaß in Reinmar von Hagenau und Gottfried von Straßburg zwei bedeutende Vertreter zur Blütezeit der deutschen Minnedichtung gestellt, so trat es nun sogar im Schüler Meister Eckarts, im Prediger und Dominikanermönch Tauler und seiner Gruppe (Rulman Merswin, Nikolaus von Basel) mit an die Spitze deutschen Geistes- und Gemütslebens. Der in Straßburg geborene Dominikaner Meister Eckart, der Elsässer Tauler, der Badenser Suso — wesentlich also das schwäbisch-alemannische Staufenstammland — waren es, die nun geistig regierten; die Schatten der Kaiser waren in verklärter und milderer Form wieder zur Herrschaft erwacht,

*) Das Werk verbrannte 1870 in den Flammen des Bibliotheksgebäudes. Man hatte leider nichts getan, solche einzigen Schätze der Bibliothek an sichern Ort zu bringen.

wie einst Odilias Seelengehalt nach Etichos trutziger Körperherrschaft.

„Kunst als Kunst“ ist ein gefährlich Losungswort. Ein Feldherr, Prediger, Pädagog oder Staatsmann kann ein größerer Künstler und Herzensbezwinger sein, als der gehaltlose, ob auch „talentvolle“ Artist, der mit Wort und Reim, Pinsel und Ton besser Bescheid weiß als in seelischen und völkischen Nöten und Bedürfnissen. Seine Kunst ergötzt, wie der drollige Strophenbau eines Meistergesangs oder die Bemühungen eines Tänzers. Einen Wesensunterschied zwischen Spaßmacher und Dichter gibt es in solchem Falle nicht. Anders aber bei einem vollen M a n n e, der unsere volle S e e l e packt! Ob er das als Poet tue oder als Prediger — das ist Sache der Form; das Wesen und Wirken aber, das dahinter liegt, ist überall dasselbe. Gott ist die Quelle dieser einen Kraft in allen wechselnden Formen. Hätte der als gentle, easy, amiable and goodnatured geschilderte Shakespeare in der Stuartschen Lasterzeit gelebt — wer weiß, ob nicht er vor allen Dingen mitbeschlossen hätte, das verlumpte Theater zu schließen. Denn die derbe Genialität des merry old England hatte einer ungenialen Lüsternheit Platz gemacht. Und gerade helle Siegfriedsgemüter, wie Shakespeare, mußten sich am ersten von einer Kunst zurückziehen, die in Formpflege und schöngekräuselten Zweideutigkeiten aufging; mußten sich Gebiete suchen, auf denen ihr Seelengehalt sich mit Kraft und Reinheit betätigen konnte. Und fanden sie diese nicht, so verwandelten sich die lächelnden und lebensfrohen Jünglingsmienen gerade der Besten in die männlichen Züge herber Verstimmung; sie zogen sich vom Geistesleben überhaupt, nicht nur vom Theater, trotzend zurück; und das Ende des Seelenprozesses war: — die Verwandlung der ehemaligen

stürmischen Dichter in Cromwell und seine Puritaner. Aus den genialen Zechern der „Meermaid“ waren nicht minder geniale, aber düstere und herbe Dichter der Tat geworden, Reformer und Laienprediger, Soldaten und Stuartbekämpfer. Und hernach erst griffen sie wieder zur Feder und schrieben als Milton oder Bunyan einen neuen Kunststil, in dem sich der ernste, ja düstere Geist der Epoche widerspiegelte. Derart fließen alle Gebiete geistigen Lebens fortwährend ineinander.

Ähnlich hier in unserem kleinen Elsaß. Aus den gemütswarmen, frischen, fröhlichen Zeitgenossen der Minnedichtung waren nicht minder gemütswarme, aber ernste, von der verlotterten Zeit sich abschließende Mystiker geworden. In seinem Innern suchte man die Gemeinschaft mit Gott, die man in einer so verrohten und verzerrten Öffentlichkeit völlig zu verlieren befürchten mußte. Eine marklose Zeit, niedergewuchtet vom Zug nach der Gosse! Eine Zeit der Ermattung nach der Kraftbetätigung der welterobernden Staufenzeit. Alle Versuche, sichtbar das Reich Gottes wieder ins Volksganze einzuzwingen, erhielten nur Mißbildungen. Nie gab es so viel Ketzer wie im vierzehnten Jahrhundert. Nie vorher oder nachher — von den entsetzlichen Hexenprozessen abgesehen — trieb unser rheinländisches Seelenleben aus den Verhältnissen heraus Zerrbilder wie den Geißlerorden oder den religiösen Wahnsinn, der die Veitstanzepidemie wachrief. Das Weltende glaubte man herbeigekommen. Im Hunger- und Pestjahre 1349 zogen diese Flagellanten und ihr Anhang in auffallenden Prozessionen, mit Geißeln den entblößten Rücken blutig peitschend, von Stadt zu Stadt; Christusbilder und Fähnlein schwangen sie gen Himmel, und mit Krämpfen und Geschrei und Bußgesang suchten sie Seelenfrieden und Körpergesundheit wieder herabzusingen —

„Nun hebet auf eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende!
Nun hebet auf eure Arme,
Daß Gott sich über uns erbarme!“

Aber das war nicht der Weg, jene Seelenfreude und schöpferische Reinheit wieder zu gewinnen, die einst von Odilias Berg über das Elsaß geflossen waren.

Das fünfzehnte Jahrhundert war auf religiösem Gebiete wieder still und müde. Dafür aber blühte des toten Taulers Gemüt in einem anderen, seither ausgeruhten Garten zu lieblichen Blumen auf: in der Malerei unseres Colmarers Martin Schongauer. Er ist der Führer jener oberdeutschen Kunststimmung, in der später auch Mathias Grünewald wirkte, einer der Größten jenes ganzen Zeitalters, innig und eindringlich in Gestaltung und Farbenkraft, wie besonders sein berühmter Isenheimer Altar im Colmarer Museum beweist. Madonnen im Rosenhag, Engelsgesichter voll Lieb' und Güte, auf leuchtendem Hintergrunde — das waren die Lieblingsstoffe jener Künstler. In Gesicht und Gebärden legten sie Eindringlichkeit und Seele. Und als Modelle dienten ihnen die Töchter jener frommen und innigen Frauen, die von Tauler und seiner Jüngerschaft erzogen waren. So floß das Gemütsleben der Mystiker durch kleine Seitenbäche wieder in einen großen Fluß, der Deutschlands Kulturleben befruchtete. Denn so eckig die Formen Schongauers und seiner Zeitgenossen sind, das Wesen ihrer Malerei ist das Wesen der echt deutschen Kunst, die in den Namen Dürer und Holbein zu höchstem Ruhme kam.

Nun aber folgten rauhe Töne: die Zeit des Bezweifelns und des Wollens, die herbe Zeit der Reformation. Auch da standen Straßburg und das Elsaß in vorderster Reihe und

griffen tatkräftig in Deutschlands Kulturleben ein. Die berühmtesten Satiriker jener Zeit waren Elsässer: Fischart obenan, der Worte-Gigant, dann der allerdings mattere, aber in seinem „Narrenschiff" sehr wirksame Sebastian Brant, und der scheltkräftige Thomas Murner, drei temperamentvolle Männer, denen sich im nächsten Jahrhundert noch der Charakterkopf Moscherosch zugesellte. Ihr Geistesschaffen ist nicht mehr seelenvoll, wie Taulers Mystik und Schongauers Malerei. Hier verbindet sich mit der dichterischen Anschauung eine scharfe Erkenntnis, und mit beiden der Willensdrang, zu bessern. Eine Menge „fliegender Blätter" säte jenes reformbedürftige und reformsüchtige Jahrhundert über das aufgewühlte Land. Und auch in Theologie und Kirche: keine beschauliche, warme Mystik mehr, sondern herbes Urteilen, heftiges oder mildes Wollen. Das war die Zeit, in der, neben wild ungestümen Revolutionscharakteren, ruhig kräftige Männer der Reform vom Schlage der Jakob Sturm von Sturmeck gediehen. Die Zeit, in der Männer der Erkenntnis wie Jakob Wimpheling und Beatus Rhenanus, die Schlettstädter Humanisten, dem Elsaß Ehre machten. Das Elsaß, das durch Theologen wie Dannhauer, Zell, Bucer, Capito, Hedio die Reformation einführte, war selten so rege im deutschen Geistesleben beteiligt wie im Jahrhundert der Reformation.

Nun aber kam Niedergang. Auf allen Gebieten. Die Reformation drang weder durch, noch wurde sie unterdrückt. Und aus dieser Halbheit erwuchs das Kriegsjahrhundert. Dies sprengte uns Elsässer mühelos von einem Reiche ab, das in den Habsburgern zu schwächlich war, seine Westmark festzuhalten. Und nur einmal leuchtet dann noch, zum letztenmal, elsässisches Seelenleben führend in die deutsche Kultur: in dem Erneuerer religiösen Gemütslebens, in Philipp Jakob Spener.

Hier wachte der Geist Taulers und Schongauers noch einmal auf; die einst so befruchtende und sogar noch in Luther nachwirkende Mystik trat in moderner Gewandung wieder pfadweisend an die Spitze. Aber im Elsaß, dem die Verbindung mit dem nährenden Boden, mit dem Vaterlande, durch französische Annektion abgeschnitten worden, war ihres Bleibens nicht. Spener folgte einem Rufe nach Frankfurt, von da nach Dresden, und dann noch nördlicher, nach Berlin. Dort in Berlin starb der letzte Elsässer, der in die deutsche Geistesentwicklung bestimmend eingegriffen hatte. Von dort dann, von Speners Sterbeland Brandenburg, ging Deutschlands politische Erneuerung aus.

Die Kraft des Landes ruhte nicht während der französischen Zeit. Aber Dichter deutscher Sprache wie Pfeffel oder die Brüder Stöber, Zeichner wie Theophil Schuler, Philosophen wie Lambert und die tüchtigen Gelehrten Straßburgs, edle Geistliche wie Blessig und im Steintal der stille Oberlin: sie und andere übten nicht mehr führende Wirkungen aus, sondern arbeiteten in der Stille.

* * *

Ein Brunnen rauscht am vorderen Hange des Odilienberges. Der entsprang einst, als Odilia an den Felsen schlug, bittend, er möge Wasser spenden für einen verschmachtenden Greis. Dieser Brunnen ist dann ein Wunderbrunnen geworden. Wer sich darin die leidenden Augen wäscht, der genest zu neuer Sehkraft. Vor dem liegt die Welt wie ein Garten und die Seele des Menschen wie ein geöffneter Blumenkelch. Die letzten Horizonte sieht er und erkennt, daß die Schöpfung Harmonie ist, durchstrahlt von unerschöpflichem Lichte, das ausfließt von Gott. Und heiter geht der Beglückte durch das

Leben; Waldlüfte des heiligen Berges sind fortan seine starken Begleiter.

Wir wollen uns die Augen waschen in diesem Brunnen. Wir werden tiefer hineinschauen in das Wesen der Geschichte und in unser eigen Wesen. Höhenlüfte werden unsere Schutzengel sein; und wie glückliche Kinder, frisch und tatenfroh, werden wir durch den Dunst der Ebene gehen ...

Lebe wohl, heiliger Berg! Sei gegrüßt, junges Elsaß!





Ein Gespräch

Aus dem Odilienberg sprüht Abendglut;
Die Heil'ge will zwei Nachbarvölker bitten:
„Ihr habt nun lang genug am Haß gelitten,
Seid, statt dem Eisen, nun dem Golde gut!"

Dem Golde, das am Rosenhage glüht,
Wie ihn die seelenstillen Meister malen,
Wenn Frauen kommen mit den Heil'genstrahlen,
Rosen im Tuch und Liebe im Gemüt.

Dem Golde, das in alter Mönche Schrift
Mit innigem Karminrot sich durchfeuchtet
Und gerne neben blauen Lettern leuchtet,
Wie blauer Himmel neben goldner Trift.

Der Mann ist ritterlichem Kampfe hold,
Schön scheint der Feuerschwung der Zorngranaten,
Doch schöner sind Odilias Liebestaten —
Sie sprühen aus dem Berg als Himmelsgold.

Ich hatte mich im Glanz des Berges verspätet. Der Abend warf seine Purpurschatten über die Ebene.

Aber ich wandelte ganz gemächlich. Jetzt stand der Wald hier oben in feierlicher Stille. Jedes Fallen einer Föhrennadel, jedes fernste Gurren eines Taubenpaares war vernehmbar. Nur in einer

unsichtbaren Ferne rauschte ein Wildbach und mischte sein eintönig Tosen mit dem dumpfen Summen der Ebene.

Der Waldboden war ein Nadelteppich. Kaum die Schritte waren hörbar. Ein Rotkehlchen begann seinen Abendsang; aber es erschrak vor seiner eigenen Stimme und blieb verwundert auf einem Felsrand sitzen.

Und doch ist eine solche Abendstille im Hochwald lieblich belebt, nicht durch Töne, aber durch ein wundersames Farbenspiel. Die Purpurlichter der zerfließenden Abendsonne tropften durch alle Wipfel. Das Grün und Braun des Föhrenwaldes und das Rot der Sonne — durch lauter Licht und Farben schreitet der Wanderer den Nadelweg hinab, das Herz voll Erinnerungen, deren wirre Fülle der müde Kopf nicht mehr beherrschen kann, und die nun in beglückenden Gefühlsströmen zusammenfließen mit dem äußeren Farbenmeere. Das stille Nachleuchten eines reichen Tages macht das Herz fast noch glücklicher als der Tag selber.

An einer Ecke des Weges saß ein Mann. Einen grauen Sommerhavelock hatte er übergeworfen, ein dunkler Sammethut verdeckte den tief gebeugten Kopf. Als ich näher kam, bemerkte ich, daß er ein Skizzenbuch vor sich hatte und einen Ausschnitt der blauen, duftüberflossenen Ebene aufnahm.

Jetzt brach er ab, stand auf und sagte mit herzlicher, heiterer Stimme, halb zu sich und halb zu mir gewendet: „So! Feierabend!“ Und ganz zu mir, indem er das Skizzenbuch einsteckte und seinen grauen Sonnenschirm vom Baumast nahm: „Wenn Sie gestatten, so schließe ich mich Ihnen an.“

Ich war nun nicht gerade in der Stimmung, diesen Abendfrieden durch irgend ein Alltagsgespräch zu entweihen. Aber das nützte nun nichts. Ich erwiderte daher, hochdeutsch wie er, der nach seiner Aussprache ein Norddeutscher war:

„Wenn Sie dasselbe Ziel haben wie ich — bitte.“ Und wir schritten selbzweit den Talweg hinab.

Wie das so zu gehen pflegt: anfangs mußte das Wetter Gesprächsstoff liefern. Vom schönen Wetter im allgemeinen kamen wir dann auf den schönen Abend im besonderen. Und vom schönen Abend kamen wir auf die Landschaft und auf die Lichtwirkungen, die eine verglühende Sonne am hellen Braun der schuppigen Föhrenstämme hervorzurufen pflegt. Und damit waren wir im Reiche der Kunst.

„Sie sind Maler, wie ich sehe?“

„Allerdings, ja, was man so Maler nennt. Ich möchte gern, sehr gern der großen Kunst meine ganze Kraft widmen, aber — davon lebt man leider nicht heutzutage. Und so mußte ich mich bisher der Porträtmalerei widmen. Darin hatte ich viel Glück.“

Ich beschaute mir meinen Begleiter. Ein blasses Gesicht, von einem gut gepflegten, spitzen Vollbart umrahmt; eindringliche Augen, aus deren Glanz, verbunden mit dem regen Mienenspiel beim Sprechen, ein bißchen Nervosität durchschimmerte, unter der aber die warme Seele nicht gelitten hatte. Nein, aus dem Klang der Stimme, diesem Sprachrohr der Seele, zitterte verhaltene Wärme und sogar Glut der Empfindung. Auf alle Fälle als Mensch keine gewöhnliche Persönlichkeit.

Vorsichtig nahm ich unser Gespräch wieder auf. „Es ist heute in der Malerei nicht ganz leicht, sich zu einem eigenen Stil durchzuschlagen“ —

„Ja, das Cliquenwesen! Aber das war schließlich immer so in der Künstlerwelt. Ich war zu München und lernte die Berliner kennen; aber ich habe gefunden, man muß sich abseits halten, wenn man Gediegenes leisten will. Das ver-

suchen ja auch unsere Besseren. Nun, wir wollen abwarten, ob die neue Richtung, die jüngeren Kräfte" — er zögerte ein wenig — „durchdringen werden. Es ist da — obwohl auch Lenbach, der Meister, so schroff sich dagegen ausgesprochen — doch viel schöne Kraft."

Was sollte ich antworten? Bei aller Zustimmung zur Wirklichkeitsfreude der Modernen und der daraus sich ergebenden Technik konnte mir doch der Gedanken- und Persönlichkeitsgehalt und vor allen Dingen eine gewisse Überreiztheit, der die warmherzig-natürliche Frische fehlt, bisher wenig behagen. Viel zu viel in buchstäblichem Sinne „hingeworfen" ist das meiste, wie aus krankhaften Nervenreizen und Muskelzuckungen heraus.

„Nun ja," sagte ich allgemein, „aber es fehlt da manches."

„Gewiß, es ist da noch viel Unfertiges", erwiderte er ebenso allgemein.

„Auch Krankhaftes", setzte ich hinzu. Und unser Gespräch stockte.

„Man muß immer bedenken," begann er wieder, „welches eigentlich die Voraussetzungen, die Wurzeln einer Kunst sind. Da ist zunächst das städtische oder landschaftliche Milieu, in dem sie emporwächst; sodann ist da die Weltanschauung. Diese beiden, wenn wir noch die persönliche Eigenart hinzurechnen, bilden, möchte ich sagen, den Wurzelboden der Kunst."

„Wörtlich einverstanden," erwiderte ich. „Und nun ziehen Sie die Folgen. Das Milieu unserer Modernen ist der Geist Münchens oder Berlins, oder: der Pariser Geist. Auf alle Fälle großstädtische Einflüsse. Und dieser Geist sieht anders aus als die grade und stolze, gesunde und natürliche Ruhe hier unserer Waldberge mit ihren Farnblättern und Königskerzen, Burgtrümmern und Sonnenuntergängen. Ich will

nicht, daß man hier oben verträume und verbauere, ich will aber, daß man diesen Geist mit hinabnehme. Die Luft der Hochwaldsgesundheit in die Stickluft des Alltags. Ich verstehe diese Malerei ganz gut; ich war auch in München, Berlin und Paris, habe mir ein Weilchen die Nerven zerreiben lassen und sah dann mit diesen zerriebenen Nerven in die nunmehr eigenartige Natur. Aber heute langweilt mich diese Sehweise und ist mir zuwider. Naturalismus ist keine Natürlichkeit."

„Ich stimme Ihnen vollkommen bei! Es läuft sehr viel Manier mit unter. Aber bedenken Sie, es ist die Frühlingsfreude feinnerviger Großstädter, die noch neu sind auf dem Lande. Die Harmonie der Technik wird sich wiederfinden."

„Falls sich die Harmonie der Weltanschauung wiederfindet, denn sie ist der Untergrund. Glauben Sie daran?"

„Das ist etwas anderes", bemerkte er sofort. Und wir schwiegen wieder.

Nach einer Weile begann er aufs neue, höflich im Ausdruck und herzlich im Ton. „Immerhin machen sich bereits Regungen geltend, die —"

„Welche Bewegung meinen Sie?"

„Ich habe die Empfindung, daß ein starker vaterländischer Zug durch einen Teil des jüngeren Geschlechtes geht" —

„Ja wohl, die Empfindung habe auch ich."

„So?" erwiderte er überrascht, „verfolgt man denn diese Sachen auch hierzulande?"

„Ich verfolge sie nicht nur, ich bin sogar ein warmer Freund eines rechten Vaterlandsbewußtseins."

„Was Sie sagen! Sie sind doch Elsässer?"

„Mit Stolz! Ein ganzer Elsässer!" erwiderte ich lächelnd, „aber auch ein ganzer Deutscher! Finden Sie darin einen Widerspruch?"

„Im Gegenteil!“ erwiderte er freudig, „das hätte ich hier nicht gesucht! Das ist ja entzückend!“

Und aufatmend, daß wir uns nun auf einem gemeinsamen Gebiete zusammengefunden hatten, schritten wir weiter durch den Purpurwald. Satz um Satz, immer einer den anderen belauernd und dann wieder vorspringend, spielten wir ein ordentliches Fangspiel auf diesem lichtvollen Talwege. In rascher Folge entdeckten wir, daß wir dieselbe Zeitung lasen, daß wir beide den und jenen tüchtigen Schriftsteller kannten — kurz, auf einem gemeinsamen Boden fanden wir uns zusammen. Und unsere Seelen gaben wie zwei gleichgestimmte Glocken einen harmonischen Zusammenklang in diesem stillen Abendwald.

Dann aber verstummte wieder unser lebhaft gewordenes Gespräch. Es waren in unserem Innern, angeregt durch diesen Purpurfrieden, ganz bestimmte Gedanken nach einer ganz bestimmten Richtung hin in Schwingung geraten.

„Seit einem Vierteljahrhundert haben wir nun ein Reich“, bemerkte er endlich wieder. „Für uns, das jüngere Geschlecht, ist nun ein gemeinsames Aufbauen eine edle Pflicht. Aber so warm und tief ich an meinem Vaterland und seiner Geschichte, Literatur, Kunst und Kultur hange — Sie müssen doch zugeben, daß es Tiefen gibt in unserem seelischen Dasein, die von dieser sozialen, bürgerlichen Seite unseres Denkens und Lebens nicht ausgefüllt werden. Es gibt größere Horizonte als das Vaterland. Vaterland und — und Weltanschauung, wie ich vielleicht statt Religion sagen darf, sind zwei konzentrische Kreise, in deren gemeinsamer Mitte der Mensch steht. Sie haben eine große Fläche miteinander gemein; aber die unendlich größere, deren Horizonte sogar in die Ewigkeit verschwimmen, gehört der — der Idee,

dem Verhältnis zu Gott und zur Ewigkeit, der Weltanschauung, oder wie ich das umspannend genug ausdrücken soll!"

„Sagen Sie: dem Religiösen", ermunterte ich ihn.

„Gewiß! Es gibt ja aber Menschen, denen die Wissenschaft oder ein philosophisches System oder die Kunst oder sonst irgend etwas heutzutage die Religion gewissermaßen ersetzt. Deshalb sagte ich nur: Weltanschauung."

Er sagte auch das wieder, diesen Satz vom Religionsersatz, in rücksichtsvoller Höflichkeit, offenbar von der Absicht geleitet, mich etwaigen Atheisten nicht zu verletzen. So zaghaft ward heute der Idealismus einer edlen Weltanschauung!

„Die wirklich schwere Wunde," erwiderte ich, „an der die deutsche Volksgesamtheit leidet, ist die Spaltung im Christentum selber. Diese dreihundertjährigen Reibungen trieben die eine Konfession in eine gewisse trutzhafte Erstarrung, die andere in ebenso absichtliches Betonen der evangelischen Freiheit. Diese Einseitigkeiten legen die Kulturkraft des Christentums lahm. Unsere übrigen Geistesgebiete rückten mehr und mehr nicht nur außerhalb des Christentums, sondern auch außerhalb alles religiösen Fühlens. In Kunst und Dichtung, Lehre und Leben. Der Polizeistaat ist noch das einzige, was uns zusammenhält. Und von Zeit zu Zeit, wenn einmal frischer Wind geht, ein nationales oder allgemein ethisches Fühlen. Das sind die einzigen Dämme, die noch brutaler, dumpfer, tierischer Ichsucht von außen sich entgegenstemmen; und die sind unzulänglich, wenn nicht innere Kräfte unserer Erziehungsarbeit entgegenkommen. Aber diese inneren Kräfte sind sehr geschwächt!"

„Sie stehen also auch auf religiösem oder gar christlichem Standpunkte?" fragte mein Gefährte.

Ich schwieg zunächst. Er fuhr aber sogleich fort, hoch-

erfreut, daß wir uns wenigstens verstanden: „Ich, sehen Sie, bin Katholik. Und ich muß Ihnen sagen, daß mir das alles, was Sie da von der Zerrissenheit des Zeitgeistes und der Kirche sagen, hundertmal fast die Seele abgedrückt hat. Das ganze Herz blutet mir, wenn ich sehe, wie diejenigen, die sich die besten Bundesgenossen sein sollten, die Sonntagskinder dieser Erde, das Licht dieser Welt — wie die sich in kleinlicher Gehässigkeit gegenseitig weh tun oder sich beschaulich abschließen vom Strom der Zeit, oder so ganz aufgehen in nichtiger Kirchenpolitik und theologischem Buchstabengezänk. Sehen Sie, ich habe schon zu Gott gebetet: ich bin freudig bereit, sofort mein Blut dranzugeben oder sonst das Beste, was ich kleiner Mensch habe, wenn nur diese unglückselige Spaltung beigelegt wäre, die das Christentum matt macht, die dem christlich-idealistischen Geiste nicht mehr gestattet, in einheitlicher und ungebrochener Kraft als Kulturmacht tätig zu sein!"

Er redete mit eindringlicher Wärme. Und da nun einmal das Eis gebrochen war, erzählte er mir seine Lebens- und Leidensgeschichte.

Er war Konvertit. Erst war er gleichgültig mit anderen Gleichgültigen seinen Liebhabereien nachgegangen. Bald aber rissen Tod und Krankheit, diese Erzieher zur Ewigkeit, in ihm und um ihn herum Lücken; und da ward er unruhig. Eben vor einigen Tagen wieder hatte er seine kranke, seit langem kranke Frau ins Bad gebracht. Diese ernsten Schicksale ließen ihn geringer denken von den Alltagsfreuden, die unser Planet zu bieten gewohnt ist. Er suchte weitere Horizonte. „Was hab' ich von dem allem, sagte ich mir, wenn ich nun daliege wie hier meine arme Frau, krank und hilflos, und endlich sterbend? Sogar das Edelste — muß nicht auch mein Vaterland mit allen Kriegen und Großtaten, die meinen ein-

seitigen Patriotismus bisher allein erfüllt hatten, muß nicht auch Deutschland endlich dahinfahren? Und zerschellt nicht dieser ganze Stern? Ich war wie der Heide Offerus: Kein Herr mehr war mir mächtig genug, ihm zu dienen. Nichts mehr befriedigte mich."

So kam er zu Christus, dem Offenbarer einer anderen Welt. Und als er zu Oberammergau einer Aufführung des Passionsspieles beigewohnt hatte, trat er zur katholischen Form des Christentums über.

„Und seitdem habe ich für meine Person völligen Frieden, völlige Seelenruhe und innere Heiterkeit", setzte er mit strahlenden Augen hinzu. „Obwohl ich fortwährend mit Kränklichkeit zu kämpfen habe und an meiner lieben Frau eine schwere Last trage. Aber was ist das alles? Mir schafft nur eins Kummer. Und das ist die Welt um mich, in ihren Mißverständnissen, in ihren Spötteleien, in ihrem Mißtrauen, in ihrem Haß, alles in allem: in ihrem tiefen Unfrieden. Und mitzuwirken, an meinem ganz kleinen Teile nur ein bißchen mitzuwirken, daß etwas Sonne über meine Umgebung komme, das ist mein einziger Wunsch auf Erden. Mag's der liebe Gott in seiner Weisheit mit meinen persönlichen Verhältnissen ordnen wie er wolle, das überlasse ich ihm: wenn er nur meine Seele über dem Sumpf erhält. Aber das eine erbitt' ich von ihm: so lange ich hier bin, wirken zu dürfen in göttlichem, edlem Geiste, sei's wie es will, sei's mit Dank oder Undank!"

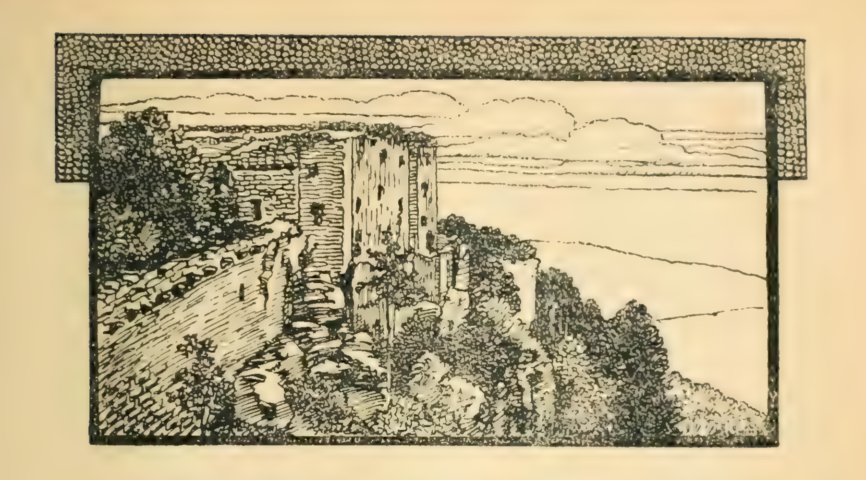
„Sehen Sie," unterbrach ich lächelnd den Idealisten und blieb stehen, „da stehen wir ganz auf demselben Boden, nur daß ich's eben, der ich nicht Katholik bin, in etwas andere Formen fasse und der ganzen modernen Welt modern sagen möchte!"

„Der Kulturkampf liegt hinter uns“, stimmte er ein, „und auch ich möchte von ganzem Herzen heute mitschaffen. Ob auch die Konfessionen der nüchternen Fassungen bedürfen, ob auch eine Einheit nie wieder auf dem Gebiete der Dogmatik erzielt wird — wir Laien sollten frei genug sein, Hand in Hand miteinander zu arbeiten auf dem einen seelischen Boden. Nicht wahr?“

Zwei Glocken klangen zusammen.

Schon funkelten Sterne über dem großen Dunstmeer. Aber wir beeilten uns nicht. Wir plauderten, lang und herzlich, über manche Kulturfrage, und mit einem späteren Schnellzuge fuhren wir nach Straßburg und weiter, jeder wieder an seine Arbeit.





Hohkönigsburg

> Längst bau' ich in Gedanken
> Am Berg einen Königsbau,
> Schaffend darinnen zu hausen
> Über dem Heimatgau:
> Hohkönigsburg des Geistes,
> Wartburg des heil'gen Gral —
> Denn Berge sind meine Heimat,
> Und Gast nur bin ich im Tal.



Odilienberg lag dahinten. Zwei Freunde aus Berlin und mein Freund von Hohbarr hatten sich meiner Wanderung angeschlossen.

Selbviert strichen wir durch Schlettstadt. In Staub und Lärm des heute ungewöhnlich belebten Städtchens mischten sich Berichte aus Berlin.

„Was macht die sogenannte ‚deutsche Literatur'?"

„Du meinst natürlich Ibsen, Zola, Tolstoj?"

„Nein, die eigentlich deutsche, im großen und selbständigen Volke der Dichter und Denker. Im neuen Reich!"

„Immerzu Naturalismus, Symbolismus, Gesellschaftskritik, soziales Elend — — oder auch Kunst als Kunst, l'art pour l'art. Die Literaten sind der Tod der Poesie. Immerzu Probleme, zumal Ehebruch."

„Und der Gesamtgeist? Mund auf, Freund! Kurzen, klaren Überblick! Was spricht man vom Volke der Landschaften und all seinem seelischen Wohl und Wehe?"

„Volk ist für Jung-Berlin gleichbedeutend mit plebs; plebs aber gleichbedeutend mit Sozialdemokratie. Oder Volk ist ihnen gleichbedeutend mit Großstädtern; Volksgesamtheit, wie sie Richard Wagner verlangte, als Zuhörerschaft und Jüngerschaft des Dichters — zu dieser Weite und Umspannung vermag sich unser Literatengeschlecht nicht aufzuschwingen. Idealismus, Aufschwung, Reinheit, Vaterlandsstolz — das ist ihnen unreif. Ihnen macht man kein X für ein U! Sie kennen das Leben und wissen, daß der Mensch Tier oder Halbtier ist, abstammend nicht aus dem Licht, sondern aus dem Schlamm, der Kapitalist ein Schuft und sämtliche Regierungsleute unfähige Tröpfe! Indes — Lump sein ist weiter kein Verbrechen. Das einzige Verbrechen ist die Dummheit. Beschwindle, genieße, schlängle dich mit Willen zur Macht empor, mit welchen Mitteln du willst: wenn du Erfolg hast, so hast du recht. Das etwa ist ihre praktische Weltanschauung!"

Tiefland, Tiefland, Tiefland! ...

Derweil zog ein wundersam hohes Abendrot — o ihr Wasgau-Abendröten! — seine Farbenpracht um den tiefschwarz sich abhebenden Waldkegel der Hohkönigsburg. Jeder Tannenbaum dort oben, jedes Reislein beinahe, war auf den scharf abgezackten Wasgaukämmen an dieser Glutenhinterwand sichtbar. Aber nach der hehren Klarheit, die dort an jedem Feierabend das Herz des Werktagsmenschen mit himm-

lischen Farben und Freuden füllen will, heben nur wenige das Angesicht. Ein alemannischer Mitbürger mosaischer Konfession feierte mit viel Aufsehen seine Hochzeit, ganz Schlettstadt war auf den Beinen. Außerdem hatte die Feuerwehr ein Fest und zog mit Fiedel und Brummbaß, umstäubt von der Schuljugend, die Straßen der alten Merovinger- und Humanistenstadt entlang.

Ich atmete erst wieder auf, als wir von Wanzel aus in die Waldluft der Hohkönigsburg eintraten.

* * *

Die Hohkönigsburg trägt einen sehr klangvollen und stattlichen Namen. Sie ist auch, neben dem uralten Girbaden, das schon zu Römerzeiten Kastell war und von Wodan, dem wilden Jäger, noch immer umstrichen wird, die umfangreichste Ruine des Elsasses. Aber man tut wohl daran, nicht mit allzu großen Erwartungen nach dem zerfallenen und umwachsenen Mauerwerk emporzuklettern. Umfangreich sind ja die Ruinen in der Tat. Es ist da ein Vorwerk, ein äußerer und innerer Hof, ein Löwentor, hallende Räume, stattliche Mauerreste, auch eine Wendeltreppe, die zu einer überschauenden Turmhöhe hinaufführt. Aber eine Hauptsache fehlt: die Seele. Die Geschichte dieser Burg mit dem anspruchsvollen Namen ist ganz und gar ungewiß und nicht bedeutend. Es stand dort am anderen Ende des Bergrückens noch eine kleinere Burg, die Ödenburg. Nun weiß man nie, wenn in Urkunden der Name Hohkönigsburg erwähnt wird, ob eigentlich die größere oder die kleinere Burg dieses einen Berges gemeint ist. Sie wird als Sitz der Landgrafen des Unter-Elsasses genannt; später war sie ein Lehen des Hauses Österreich und eine Weile von Sickingens Söhnen bewohnt. Auch Raubritter setzten sich hier oben fest. Das Hauptereignis im Leben der großen Steinmasse war wohl die Beschießung durch den

schwedischen Oberst Fischer, im Dreißigjährigen Kriege, dem die Besatzung tapfer widerstand. Am „Schänzel“ (daher der Name) standen die schwedischen Batterien. Es ist möglich, daß seit dieser Zeit die Burg in Trümmern liegt. Kurz, es fehlt der geräumigen Wüstenei die Weihe einer großen, tatenvollen Vergangenheit. Und nur der eine Gesichtspunkt läßt sich dieser Stätte abgewinnen: daß allemal zuzeiten, in denen das Reich blühte, auch die Burg stark und wohlerhalten war, in Zeiten des verfallenden Reiches aber selber zerfiel*).

Eines aber zeichnet auch diese Stätte aus: die wunderschöne Aussicht, eine der schönsten der Wasgauberge. Links überblickt man in seiner ganzen Ausdehnung das Lebertal; wie eine hellgrüne Bucht, von Häuserpunkten wie von Kähnen durchzogen, schneidet dieses schön besiedelte Tal, dessen Endpunkt Markirch bildet, in die dunklen Gebirgswälder. Um uns wellen sich die überwaldeten Vorhöhen der Vogesen; dort der verrufene Geisterberg Tännchel, dahinter blauumflossen der Climont, und mit feinen Horizontlinien der Große Belchen; rechts die Schlösser von Rappoltsweiler, hier drüben die Trümmer von Ortenberg, Ramstein, Frankenberg. Zu unseren Füßen die reiche Ebene des südlichen Elsasses,

---

*) Seitdem (1899) ist die Hohkönigsburg von der Stadt Schlettstadt dem deutschen Kaiser geschenkt worden, der sie in vollem Umfange durch Bodo Ebhardt wieder aufbauen ließ. Am 13. Mai 1908 wurde die Burg in Anwesenheit des Kaisers, bei ununterbrochen strömendem Regen unter ansehnlichen Feierlichkeiten eingeweiht. Dem Verfasser der „Wasgaufahrten“ war die Aufgabe zuteil geworden, den Festgruß zu dichten, dem er im Sinne des oben angedeuteten Gedankens Ausdruck gab. Das Gedicht wurde von einem Herold zu Pferd vor dem Kaiserzeit gesprochen. Dann zog ein schöngestimmter mittelalterlicher Kostümzug — den Einzug der Sickinger darstellend — in die äußerst stolz und stattlich wirkende Burg ein, und die Gäste folgten.

mit den Wiesenflächen der Ill, mit den üppigen Weinbergen am Wasgaurande — eine Fülle von wechselnden Farben auf der einen grünen Grundfarbe, allenthalben mit großen und kleinen Ortschaften wie mit Blumen geschmückt, dort Schlettstadt, dort der weit sich dehnende Rauch von Colmar. Und immer gegenüber, über die blauschimmernde Mittagsebene ragend, verschwimmend im Sonnendufte, der treue Wasgaugeselle Schwarzwald.

Nach alledem ist es nicht zu verwundern, wenn mir von meinem Besuche der Hohkönigsburg mehr die Gespräche der junglebendigen Wanderer in Erinnerung blieben als der geringe Seelengehalt der toten Trümmer. Freund Hugo und ich, wir gingen lange allein, wie so oft in der Schwermut der Mark Brandenburg oder auf den kahlen Kämmen des Riesengebirges, den Hut in der Hand, den heißen Kopf kühlend in der Schattenluft des hochbogigen Wasgenwaldes. Der praktische Mediziner nebst Freund Karl, dem Gefährten vom Donon, schritten voraus. Wir sprachen von moderner Erziehungslehre. Welch ein Gegensatz zwischen solcher unverfälschten Waldnatur, die von Ginsterduft und Harzgeruch, von Thymian-Bienen und spielenden Schmetterlingen bunt belebt ist, und der Staubluft und Grammatik unserer üblichen humanistischen Methode! Die moderne Bildung, wie jede hochentwickelte Kultur, müßte immer wieder und fast grundsätzlich die Berührung mit Mutter Natur pflegen. Wie sagt Lagarde? „Mir scheint jetzt in unserem Vaterlande in der undeutschesten Weise der Zusammenhang mit der Natur, das Zusammenleben mit ihr, vernachlässigt zu werden. Die tonangebenden Kreise Deutschlands wissen nicht allein nicht mehr, wie die aufgehende Sonne aussieht — das möchte hingehen, denn es tut nichts Wesentliches zum Besserwerden — aber sie sind

völlig entwöhnt, in den einfachen, reinen, großartigen Verhältnissen zu leben, wie sie Bauer, Förster, Matrose kennen. Durch und durch künstliche Zustände: enge Stuben, Wirtshäuser, Konzertsäle, Theater, das sind die Orte, an denen wir unsere besten Stunden verbringen." Mein Freund, der Lehrer, erwies sich als Anhänger einer naturfrischen Erziehung, wie sie etwa Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" in großen Umrissen gezeichnet, einer Erziehung, die vom Gegenwartsboden aus die ganze Welt, auch die klare Schönheit der Griechen, auch die nüchterne Tatkraft der Römer, umspannen könnte. Aber von heimatlichem, von vaterländischem Boden aus! Und durch öfteren Unterricht im Freien immer wieder den Duft der Wirklichkeit, der Anschaulichkeit, der Gesundheit hereinholend in den Geist der Schule. Da sei freilich vor allen Dingen der Lehrer selbst eine warme, lebensprühende Persönlichkeit, kein mißmutiger Zahlen- und Formenmann, wie das ja bei der heutigen formalen Methode so leicht sich herausbildet! Das erfordert wieder erzieherische Persönlichkeiten auf Seminar und Hochschule, Persönlichkeiten in allen Kulturgebieten überhaupt. Denn das greift ja alles eng ineinander. Einer allein ist da machtlos, ein Stein in einem großen Gebäude; erst wenn wie eine gute Epidemie durch alle Geistesmänner aller Gebiete ein neuer Geist weht und drängt, daß sie einander mit guten Vorschlägen förmlich die Worte vorm Munde wegnehmen, dann erst ist Auffrischung auch in den Einzelheiten zu hoffen. „Läßt denn aber diese moderne Hetzjagd, die da rudelweise in Städten vor sich geht, die Entwicklung geschlossener Persönlichkeiten zu? Läßt sie das ganze Volk als bunt gegliederte, einheitliche Persönlichkeit unter anderen Völkerpersönlichkeiten aufkommen? Und wenn erst der Massenstaat der Sozialdemokratie den letzten

Eigen-Sinn erstickt hat? Dann ist Europas Ende da! Dann ist dieser Haufen herzloser, ausgemergelter Gehirnmenschen reif genug, von einem slawischen oder japanischen Oktobersturm wie abgelebte Herbstblätter in den Atlantischen Ozean gejagt zu werden!"

So machten wir unseren Herzen Luft. Und als wir von dem windüberwehten Grasplatze der Turmhöhe über das Elsaß schauten, wurde die Frage aufgeworfen: Quillt in eurem unverbrauchten Reichslande da unten keine junge Kraft?

„Junge Kraft!" Wir hatten ja allerdings zähe Trotzköpfe in der bunten Geschichte dieses viel zerstückelten und viel mißhandelten Grenzlandes. In der Chronik ehemaliger deutscher Bürgerkraft hat Straßburg, die „Perle am Rhein", schönen Glanz. Burgen im ganzen Wasgau, von der Räuberburg Lindenschmidt an der Pfälzer Grenze bis hinauf nach Kaisersberg, haben Straßburgs und seiner Zünfte und Adelsherren muskelstarken Arm zu spüren bekommen. Durch drei Jahrhunderte, von den bischöflichen Kriegen 1262, in denen die Stadt ihrer Stärke bewußt ward, bis zur Züricher Hirsebreifahrt 1576, die durch Fischarts „Glückhafft Schiff" berühmt wurde, hat diese Bürgerschaft geblüht. Dann ging's bergab. Aber als Muster echt alemannischen Stolzes leuchtet noch am Rande ihres Untergangs die Standhaftigkeit eines der letzten Ammeister der freien Reichsstadt, Dominicus Dietrich.

In einer milden Septembernacht des Jahres 1681 wurde die entblößte Stadt umstellt und, nach mehrtägigen Verhandlungen mit Minister Louvois, an das mächtige Frankreich gebracht. Da hätte sich zeigen können, was etwa vom alten Bürgertrotz noch lebendig war. Hier wie im ganzen matten Deutschland des traurigen Kriegsjahrhunderts so gut wie nichts; es wäre auch unnütz gewesen, der Entwicklung

der Dinge mit Waffengewalt widerstreben zu wollen. Habsburgs Politik und die europäische Lage hatten diesen Sachverhalt herbeigeführt. Zunächst wurde nun, nach der Übergabe, obgleich nur zwei katholische Bürger in der Stadt waren, das Münster den Katholiken zurückgegeben. Und um nun die Ketzerei überhaupt abzuschaffen und die Einheit des Bekenntnisses wiederherzustellen, wurde der Rücktritt zur katholischen Konfession mit unschönen Mitteln erleichtert. Obgleich volle Religionsfreiheit bei der Übergabe ausdrücklich und schriftlich gewährleistet worden! Wer übertrat, war einer titel- und soldreichen Laufbahn sicher; die Charakterlosigkeit wurde förmlich gezüchtet. So reisten denn auch Obrecht, ein Professor, und der Stadtschreiber Christoph Güntzer nach Paris, bekehrten sich mit bemerkenswerter Schnelligkeit und wurden, jener zum Préteur royal, welcher sogar über dem Ammeister als eine Art Aufsichtsbehörde saß, dieser zum Stadtsyndikus befördert. Man hat den Christoph Güntzer „Verräter" der Stadt genannt, weil er längst mit den Franzosen im Einverständnis gestanden; aber es ist nicht einzusehen, wozu da groß Verrat nötig, wenn ein General Montclar 35000 Mann vor schlecht auf Verteidigung eingerichtete Wälle und ausgetrocknete Stadtgräben wirft, zumal die wehrhafte Bürgerschaft zu großem Teil auf der Frankfurter Messe abwesend war! Die protestantischen Trotzköpfe der Dörfer wurden auf ländliche Weise drangsaliert, indem man ihnen Dragoner ins Quartier legte. Und wie man in diesem ersten Bekehrungseifer die gebildeten Querköpfe der Stadt behandelte, davon ist das Schicksal des Straßburger Ammeisters Dominicus Dietrich ein bitteres Beispiel.

Dietrich war Ratsherr von höchstem Einfluß. Er hatte fünfmal als Ammeister Straßburgs Geschicke geleitet. Lud-

wig XIV. urteilte mit Recht, daß der Übertritt dieses charaktervollen Patriziers auf französische und katholische Seite die Masse der Halbnaturen nachziehen würde. Er rief ihn nach Versailles. In glänzender Versammlung, in Gegenwart des Königs, legte Minister Louvois dem schlichten Stadtherrn von der deutschen Grenze eine Bibel vor, zeigte auf einen bestimmten Vers und befahl ihm, laut zu lesen. Der verfängliche Vers steht 1. Makkab. Kap. 2, V. 17 und lautet: „Und die Hauptleute Antiochi sprachen zu Matathias: Du bist der Vornehmste und Gewaltigste in dieser Stadt und hast viele Söhne und eine große Freundschaft; darum tritt ernstlich dahin und tue, was der König geboten hat, wie alle Länder getan haben und die Leute Juda, so noch zu Jerusalem sind, so wirst du und deine Söhne einen gnädigen König haben, und begabet werden mit Gold und Silber und großen Gaben.“ Dietrich hatte gelesen. „Nun?“ fragte Louvois, während aller Blicke an dem Ammeister hingen, „was haben Sie darauf zu antworten?“

Unser Dietrich war nicht nur Christ und Protestant, er war auch ein Mann voll Geistesgegenwart und Unerschrockenheit, dessen Bürgerstolz im Glanze von Versailles nicht zusammenschrak. Ruhig erwiderte er: „Hier meine Antwort, sie steht gleich darunter.“ Und er las weiter: „Da sprach Matathias frei heraus: Wenn schon alle Länder Antiochi gehorsam wären, und jedermann abfiele von seiner Väter Gesetz, und willigten in des Königs Gebot, so wollten doch ich und meine Söhne und Brüder nicht vom Gesetz unserer Väter abfallen. Da sei Gott für! Das wäre uns nicht gut, daß wir von Gottes Wort und Gottes Gesetz abfielen. Wir wollen nicht willigen in das Gebot Antiochi und wollen nicht opfern und von unserem Gesetz abfallen und eine andere Weise annehmen.“

Der König verließ wortlos und empört den Saal. Und der kühne Bekenner wanderte in Gefängnis und Verbannung. Sieben Jahre lang schmachtete er in französischer Kerkerhaft. Endlich, als ihn Siechtum an den Rand des Grabes gebracht, wurde dem Greis gestattet, zu Frau und Kindern heimzukehren und in seiner Vaterstadt wenigstens zu sterben. Aber sein Haus zu verlassen, war ihm verboten. Doch hat man später stillschweigend zugelassen, daß sich der „gefährliche" Mann in einer verschlossenen Sänfte in den Gottesdienst tragen ließ. Er starb 1694, körperlich gebrochen, seelisch ungebeugt. Ehre seinem Andenken! ...

Auch im Städtmeister Jakob Sturm von Sturmeck (1489—1553) besaß die Stadt einen bedeutenden Staatsmann und musterhaften Bürger, ausgestattet mit aller Bildung seiner Zeit und mit einem über alles Lob erhabenen Adel der Gesinnung. Neunzehnmal vertrat er in der schweren Zeit der Kirchenspaltung die Stadt vor Kaiser und Reich; und der härteste Tag seines Lebens war wohl der Tag des Fußfalls vor dem siegreichen Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg (1547). Aber um seiner Vaterstadt willen übernahm er diese Demütigung, die uns um so mehr ergreift, wenn wir uns dieses edelgeschnittene, sorgenernste, breitbärtige Mannesgesicht Jakob Sturms von Sturmeck vorstellen, wie es uns im Bilde überliefert ist. Damals mußte das evangelische Straßburg, das sich dem Schmalkaldischen Bunde angeschlossen hatte, zwölf seiner berühmten Geschütze an den Kaiser ausliefern. Über Jakob Sturm schreibt Erasmus in einem Briefe (1527): „Er ist durch Gelehrsamkeit, Aufrichtigkeit, Herzensreinheit, Klugheit der Edelste unter den Edlen, dessen Ratschlägen nicht nur die berühmte Stadt Straßburg, sondern fast ganz Deutschland viel verdankt."

Und hierin hatte der gelehrte Rotterdamer recht. Das waren Alemannen von sittlichem Ernst und geistiger Kraft!

Von der Hohkönigsburg der Edelcharaktere eines Dietrich und Sturm wanderten unsere Gedanken ins Flachland: zum durchschnittlichen Charakter unserer jetzigen elsässischen Bevölkerung.

Ein freimütiges Alemannentum gibt dem elsässischen Volkscharakter das Gepräge; ein gewisser Eigensinn bildet den löblichen Kern unseres Wesens. Diese zähe Querköpfigkeit äußert sich in unserem Volke einesteils durch Fleiß, der von der Fruchtbarkeit des dankbaren Geländes ermuntert wird; anderesteils bekundet sie sich in einer weniger löblichen Verachtung alles dessen, was von jenseits des Rheines oder der Vogesen kommt. Der Altdeutsche ist dem durchschnittlichen Elsässer ein „Schwob", der Franzose ein ebenso bemitleidenswerter „wälscher Kaib". Eine zweihundertjährige politische Einspannung in ein fremdsprachiges Staatsgefüge bestärkt freilich ein Grenzvolk in solchem Eigensinn. Der Elsässer ist schwierig zu behandeln, im Privatleben wie in der Politik; ging's nach den elsässischen Querköpfen, wir würden ein Reichlein für uns bilden. Bei dem ausgeprägten Freiheitssinn der Elsässer natürlich eine Republik. Ein behagliches Gemütsleben, was man so recht eigentlich „deutsches Gemüt" nennt, ist in unserem schicksalsharten Grenz- und Mischvolke gegenwärtig wenig ausgebildet, wenn auch ein starkes Familiengefühl nicht zu übersehen ist. Der edlere Elsässer hat etwas Herbes in seinem Wesen. Dafür blüht aber in unserer Durchschnittsbevölkerung eine eigentümlich elsässische Gemütlichkeit und Gastfreundschaft, die an heiterem Föppeln und Spässeln, am 'e güete Gläsel Win sin Pläsir hat, und die sich in unserer Städtersprache durch fortwährend angewandte Verkleinerungsendungen äußert. Be-

sonders in den zahlreichen Städtchen gedeiht diese Heiterkeit. Leider verrät sie, im Tonfall, eine gewisse Lässigkeit und Entartung; sie hat sogar einen Stich teils ins Läppische, teils ins Sinnliche — denn viel Sinnlichkeit steckt in unserem Weinlande —, so daß sie leicht das Verständnis für das Große und Markig-Ernste ertötet. Besonders in der Stadt. Diese Städter und Kleinstädter haben vielfach den echt französischen Hang zu Bonmots und Esprit, diesem unübersetzbaren Worte, trefflich abgeguckt; auch in Tracht, Gebaren, Begrüßungsart suchen sie die elegante Nachlässigkeit der Pariser wacker nachzuahmen; und zumal die Frauen halten zäh an französischer Sprache fest, so daß sich mancher, der in seiner Kindheit nie Französisch gesprochen, durch Heirat in die Region französischer Sprache hineinlocken läßt. Das führt vielfach zu Zwittertum und Unnatur, besonders bei halbgebildeten und scheingebildeten jungen Leuten, und leider auch zu einem Spannungsverhältnis gegenüber den altdeutschen Eingewanderten, die seit 1870 in und an unserem Lande gearbeitet haben. Noch manches Harfenlied wird der Wasgenwald rauschen, bis sich hier Einheit und Gleichmaß versöhnlich wiedergefunden haben.

Dafür sind unsere Bauerndörfer um so unverfälschter, wenigstens im nördlichen und mittleren Elsaß, meiner eigentlichen Heimat. Die reizende Tracht, die derbe Einfachheit des „Hanauerlandes“ (Buchsweiler Gegend) liebe ich über alles. Was für fleißige, zähe, querköpfige Männer! Welcher tief eingewurzelte, unverheuchelte, religiöse Sinn! Unsere Bauern haben ihre treuherzig breite Mundart, die von der gezierteren und französisch durchwirkten, oft aber etwas schlappen Sprechweise der Städter charaktervoll abweicht, auch unter französischer Herrschaft bewahrt. Ihre Sitten und Feste, ihre Haus- und Dorfsprache, ihre Predigt, ihre Schulen waren

und blieben deutsch. Erst in den sechziger Jahren begann die französische Regierung gegen die deutsche Sprache vorzugehen. Aber da kam der Krieg.

Jakob Grimm, der 1814 unseren Gau bereiste, nannte die Elsässer treffend einen „gesunden, haltfesten Schlag Menschen". Und er fügt hinzu: „Seit der Elsässer 1681 von Kaiser und Reich schmählich im Stich gelassen war, hat er sich selbst beigestanden, Sprache, Sitten und Trachten aufrecht erhalten, welches nicht beschrieben, sondern nur mit den Augen angeschaut werden kann, weil es bis in die Mienen, Redensarten, Hausgerät und Einrichtung der Stuben geht." Und in derselben Zeit, da unser Wieder-deutsch-Werden in so naher Aussicht stand, schreibt Ernst Moritz Arndt: „O mit welchen Gefühlen von Wonne und Weh über all diese Schönheit und Herrlichkeit, daß diese nicht wieder unser geworden sind, bin ich zu Straßburg auf dem hohen Münster gestanden und habe im Osten den Schwarzwald, im Süden den Jura, im Westen den Wasgau vor mir blauen sehen! Eine herrliche Stadt, und die Menschen darin wie deutsch noch! Wie leicht erkenntlich die echte, schlichte deutsche Art von der mehr gezierten und beweglichen wälschen! Und welche schönen kräftigen Bauerngeschlechter in diesem herrlichen Rheintal! Es sind Alemannen — die Heftigkeit, der Ungestüm der Leidenschaften, der kurze gestoßene Akzent in der Sprache, die Fülle der Herzigkeit und Gradheit, ja selbst die Grobheit, sagt es ... Welche glückliche, ja welche seligen Augenblicke habe ich bei jenen Streifzügen und Durchflügen durch das Land erlebt! Wie viele edle, deutsche Menschen, damals alle von der Glut unendlicher Hoffnungen durchhaucht, sind mir begegnet!" ...

Das sind alles schöne, sehr schöne Lobworte, liebe Landsleute! Laßt uns ihnen Ehre machen!

* * *

Und nun schweiften wir, ein Hesse, zwei Braunschweiger — aus der Weltstadt — und ein Elsässer, die wir im heißen Mittagssonnenschein auf Hohkönigsburg kamen, philosophierend in die Allgemeinheit und gaben der Anschauung Ausdruck: Es wird und muß in ganz Deutschland Überzeugung werden, daß nur dann sich wieder sieghafte Lebenskraft zutage drängen wird, wenn das ganze Reich mit allen seinen Stämmen und Gauen eingreift in die jetzige Kultur*). Eingreift zur wurzelhaften Vertiefung unseres Kulturlebens aus der Überkultur der Großstadt! Fürst Bismarcks Reden vom Sommer 1893 an die einzelnen Abordnungen deutscher Städte, Stände und Gaue atmeten alle den einen Gedanken: Betätigt euch alle! Laßt euch keine Bevormundung des einen rührigen Berlins gefallen! Dezentralisation! Wir wünschen in Deutschland um keinen Preis eine zentralistische Wirtschaft, wie sie Frankreich kennt mit seinem alles beherrschenden, durch eine ganz andere und ältere Geschichte emporgewachsenen Paris. Nur der kann mit gesundem Selbstbewußtsein sich als Mann fühlen und von da aus die Welt überblicken bis in die Tiefen der Ewigkeit, der sich auch innerhalb seines alldeutschen Volkes als eigenartiger und doch großdeutscher Rheinländer, Sachse, Thüringer, Egerländer, Hamburger, als ein wurzelfester Baum in dem einen großen Walde fühlt. Mit diesem Wurzeltum kann der „Internationalismus", d. h.

---

*) Der literaturkundige Leser sieht, daß hier schon 1895, also vor dem Schlagwort der sogenannten „Heimatkunst", der Dezentralisationsgedanke befürwortet ist, und zwar vermutlich angeregt vom „Rembrandtdeutschen" („Rembrandt als Erzieher", 1890). Doch ist inzwischen (1912) vom Verfasser der „Wege nach Weimar" und des Kulturbildes „Oberlin" der Gedanke der Reichsbeseelung im Sinne des deutschen Idealismus viel umfassender ausgebaut worden.

farblose Vaterlandsverachtung, allerdings nichts anfangen. Aber wir verlangen das auch nicht. Die Frage ist eine trockene Machtfrage. Entweder Verflachungsgeist führt das Wort wie bisher — oder die Gaue drücken umgekehrt der Hauptstadt und der Kopfweisheit dieser Zeit ihr Gepräge auf, und zwar so nachdrücklich, daß Berlin und alle äußeren Errungenschaften der Gegenwart ins Künftige nichts weiter sind als Sammelpunkte für unseren Gehalt, als Gefäße, denen unsere Gesamtheit erst Inhalt gibt.

Das ist stolz gesprochen. Aber es muß der Großstadt gegenüber stolz gesprochen werden. Weil sie militärisch und politisch seit 1870 im Vordergrund stehen, maßten sich allerlei Emporkömmlinge auch auf anderen Gebieten die Führung an. Und das Reich ist bescheiden genug, sich verblüffen zu lassen und tatlos zuzusehen. Wer aber den Mischmasch dort studiert hat, der weiß, daß Ernst, Tiefe, Größe in diesem Menschengewühl, das so wenig zu Ruhe und Innerlichkeit stimmt, vorerst nur Ausnahmen sind. Das Ernste und Große, zumal in Kunst und Religion, zu erfassen, geschweige denn zu erzeugen, dazu gehört seelische und sittliche Kraft und Sammlung. Die aber gedeiht nicht in Zeiten und an Orten, die zwar zu technischen Eisenkonstruktionen wie der Eiffelturm fähig sind, die aber zu der markigen, langsamen Arbeitskraft und Seelentiefe eines Münsterbaues keine Stimmung mehr haben. Die ehrenwerten Ausnahmen, die sich auch dort regen und rühren, sind leider auf den Gesamtcharakter bislang ohne Einfluß.

Es hat mich aus Berlin fortgetrieben in den Wald. Sie sitzen dort in Kneipenluft, dichteln und genießeln die Kunst um der Kunst willen, und werden markloser als die befehdeten Epigonen. Es fehlt jene sittliche Größe, wie sie

etwa im größten Lyriker des mittelalterlichen Deutschland, in Walther von der Vogelweide, in so wechselnden Tönen, von zarter Schalkheit bis zu männlichem Zorn, zur Gestaltung kam. Diese moderne Großstadt kennt Nervenschwingungen, Lichtreflexe auf das Auge, Wortwirkungen und sinnliche Künstelei; darin geht ihre Kunst auf. Was ist ihnen ein Volk? Was ist ihnen Wald und Heide, Land und Leute, große Horizonte und edelstarke Empfindungen?!

So weit sind wir, fünfundzwanzig Jahre nachdem uns die deutsche Persönlichkeit und das persönliche Deutschtum des eisernen Bismarck den Reichskörper geschaffen! Sollte man nicht erwarten, daß Charakterköpfe wie Moltke, Bismarck und der edle Wilhelm I. sich widerspiegelten in der Literatur und eine Reichsseele schmiedeten?

Wenn ich „weitere Horizonte" verlange, so ist das nicht nur wörtlich, sondern vor allem geistig zu fassen. Das Wesentliche ist, daß der Dichter in sich selbst weite Horizonte trage, daß er auch bei Idyllen und Lenzstimmungen bedeutend empfinde. Daß er nicht untergehe im Stubengeist, der unsere bizarre Neuromantik oder unser modernes Vier-Wände-Drama mit seiner seelischen Selbstzergliederung, seinen unreinlichen Stoffen so matt und unerquicklich macht*).

*) Das erfolgreichste Kassenstück Berlins war im Winter 1894/95 Sardous Pantoffelklatsch „Madame Sans-Gêne", das schon zu Neujahr im „Berliner Theater" 174mal aufgeführt war — eine Aufführungsziffer, die ein französisches Stück bis dahin in Berlin nicht erlebt hatte. An den Weihnachtsfeiertagen 1894 wußte man an 4 (vier) ersten Berliner Bühnen nichts Frischeres und Deutscheres zu geben, als Stücke eben dieses pikanten und effektgewandten Sardou. In der behaglichen Bierstadt München nicht anders: im Rechenschaftsbericht des Königlichen Hoftheaters stand ebenfalls Viktorien Sardou als zumeist aufgeführter Dramatiker obenan. Und im Jahre 1895 selbst? Darüber einen Ausschnitt aus dem „Kunstwart": „Wer

Jedoch, Freunde, laßt uns nicht mit Schelten Verbitterung säen! Laßt uns tatkräftig mitarbeiten an einer edlen Vereinfachung und Gesundung!

War es bisher Unsitte, daß Geschäftsleute Berlins den Theaterleitern Deutschlands den Spielplan vorschrieben: so muß nun das Selbstbewußtsein der Gaue sich dagegen auflehnen. Berlin muß vom Reiche Gestaltung erhalten. Es

---

sich nicht als Chauvinist damit begnügt, daß wir vor 25 Jahren die Franzosen ‚gehauen' haben, sondern wer als Mann tieferen, nationalen Empfindens eine deutsche Kultur ersehnt, dem kann bitter weh ums Herz werden beim Lesen der Berliner Theaterankündigungen dieser Woche. Wir bringen hier die Spielpläne der (hauptsächlichsten) Berliner Theater vom 31. August 1895, unter Weglassung derer vom Schauspielhause, dem Berliner und dem Schillertheater, die — (diesmal! denn sonst ist das ‚Berliner Theater' nicht besser; und im Schiller-Theater machte kurz zuvor Scribes ‚Glas Wasser' volle Häuser) — erquicklicher zu lesen sind. Am Sedanfesttage sind die Theater natürlich alle ‚patriotisch', aber wie wirkt im Vergleich mit diesem Sonntags- das Wochen-Gesicht der Berliner Schauspielerei! Es ist also Tatsache, daß am Sonnabend vor der fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Sedantages spielten: Krolls Theater (Königliche Oper während des Umbaus des Opernhauses): ‚Mignon', Oper von Ambroise Thomas. Neues Theater: ‚Der natürliche Sohn' (le fils naturel) von Alexander Dumas, deutsch von Paul Lindau. Residenz-Theater: ‚Fernands Ehekontrakt' (Un fil à la platte) von Feydeau, deutsch von Jacobson. Adolf-Ernst-Theater: ‚Madame Suzette' von Ordenneau, Musik von Edmond Andran. Lessing-Theater: ‚Cherchez la femme'. Theater unter den Linden: ‚Die Chansonette'. Das ist die führende und vorbildliche deutsche Hauptstadt eines Deutschen Reiches!" — Dies war im Jahre 1895. Aus Gegenwehr wurde der Gedanke der Freilichttheater ausgebildet — also Flucht in die Landschaft — und später (1903) das Harzer Bergtheater gegründet. Heute (1912) sind es Reinhardts Regieeffekte und Hofmannsthals bizarre Dramatik, im Bunde mit Richard Strauß, die dort das Gepräge geben; die Hofbühne ist bedeutungslos; Brahm und sein Naturalismus (Hauptmann) sind in den Hintergrund geraten. Die Gesamtlage ist bunter, aber schwerlich besser.

darf nicht zur „Bildung“ gehören, alles spielen oder sehen zu wollen, was zu Berlin neueste Mode ist (1901: Überbrettl!). Zu solcher Selbständigkeit der Landschaften gehört ein eigener Stil. Zu einem eigenen Stil verhilft uns nur eingeborener Geist, nicht der gewandteste Stil des Auslandes. Seine beste Kraft saugt der Dichter aus seiner Seele und aus seiner Scholle. Es sollten sich um das Schauspielhaus jedes Gaues eigenwüchsige Männer scharen, die in des Gaues Natur und Sage, in des Volkes Geschichte und Art, in ihrer eigenen Persönlichkeit, in der Stimmung und Verstimmung, die in Reibung mit der Gegenwart in ihnen aufflammte, in den großen Meistern aller Zeiten und Völker, sonderlich des deutschen, Anregung genug finden zu selbsteigenem Schaffen. Längst geht ein Drang nach einer vaterländischen, dichterisch und sittlich hochstehenden Theateranstalt durch unsere kunstfreundlichen Volkskreise.

Nicht anders in lyrischer und erzählender Dichtung. Welche dichterischen Stoffe blühen überall am Wege! Welche Fülle eigenartiger Persönlichkeiten könnte diese bunte Landschaft erzeugen! Heraus doch aus dem allgemeinen und farblosen, daher so abgeleierten „Liebe“ und „Triebe“, „Herz“ und „Schmerz“! Heraus aber auch aus der erotischen Nervenlyrik der Großstadt mit ihrem Wortgekünstel, mit ihren überreizten Gefühlen! Laßt uns an bestimmtem Erleben einer bestimmten, klaren, warmen Persönlichkeit Freude empfinden! Ob bei diesem Aufatmen der Gesundheit manche Subtilität großstädtischer Literaten zerstäube -- besser eine blühende Volkskunst, als eine welkende Literatenkunst! Der warmlebige Mensch ist ein Stück seines Landes; er verkommt in Spielerei und Selbstsucht, wenn er nicht in und mit seinem Volke lebt und fühlt, zugleich aber, seines Lichtberufes be-

wußt, über demselben seine Höhenwege wandelnd, im ewigen Lichte eine andere Heimat wissend.

Es ist aber nicht Berlin als solches, das wir Waldverbannten bekämpfen, wie dort Shakespeare im „Cymbeline“ oder in „Wie es euch gefällt“ den Hof ablehnt: unser Unbehagen gilt dem Zeitgeist. Sonne, scheine du über ganz Deutschland!

* * *

Die Sonne stand abendlich sprühend über dem Geisterberg Tännchel.

Wir brachen auf.

Durch den Kastanienwald, der den Gipfel krönt, munteren Schrittes hinab nach Forsthaus Hohkönigsburg und Forsthaus Schänzel, in unbekannte Wald- und Wiesengründe. Irgendwo rechts ließen wir Tännchel und Tannenkirch liegen, vor uns reckten sich unbekannte Burgtrümmer, und erst durch einige Waldarbeiter erfuhren wir, daß der buschige Talgrund, durch den wir wanderten, unweit Oberbergheim mündet. Rappoltsweiler war unser Ziel. Nach einem heißen Marsche durch steiniges Weingelände zogen wir schweißdurchnäßt in das alte Städtchen ein.

Unterwegs hatten wir einen bezeichnenden Scherz. Wortlos schwitzten wir selbviert den Weinbergweg hinunter. Da trafen wir an einem wasserreichen Feldbrunnen zwei Arbeiterinnen, Frauen, die im Weinberg beschäftigt waren.

„Pardon, madame, est-ce que c'est le chemin de Rappschwihr?“ fragte plötzlich Hugo in scherzhaftem Französisch.

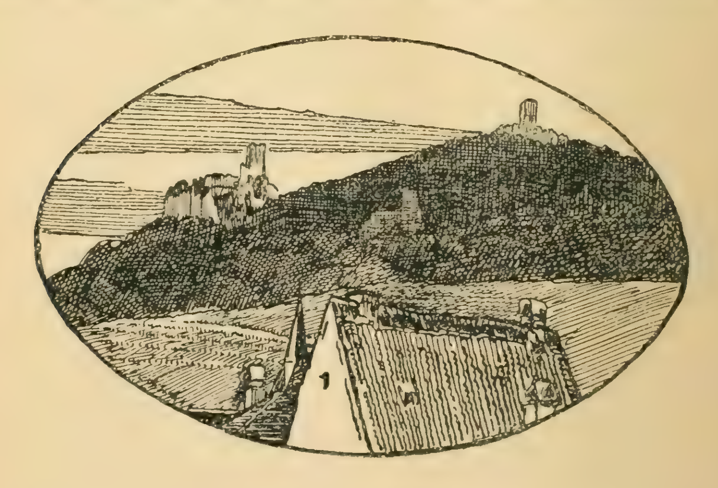
Die Angeredete, eine Frau von etwa fünfunddreißig, sah ihn erstaunt an. Dann meinte sie „oui“, nickte tief und wies nach dem vor uns liegenden Städtchen, setzte aber sofort auf gut Alemannisch hinzu: „Mr könne net franzehsch“ (Wir können nicht Französisch).

„So?“ erwiderte Hugo hochdeutsch, „das freut mich. Ich kann auch nicht viel.“

Und erheitert zogen wir weiter.

Auf den Spitzbergen von Ratboldovilare, hereinschauend in die engen Gassen des traulichen Städtchens, ragen die Trümmer der drei Burgen Hoh-Rappoltstein, St. Ulrichsburg und Giersberg. Die Lohe eines wolkenlosen Sonnenunterganges brannte hinter den Felsschichten, Zacken und Türmen der graugrünen Gipfel.

Unten im gemütlichen Städtchen, über das die liebliche Abendröte ihre Rosenlaube wob, saßen wir behaglich bei Abendbrot und Abendtrunk. Einer von uns hatte sich eine Mundharmonika erstanden; und lange noch, als schon der Mond über dem Elsaß hing, summten die wehmütig-melodischen Töne in das vom Nachtwächter durchsungene Städtchen. Dieser trauliche Abend von Rappoltsweiler war eine ordentliche Erquickung nach dem herben Tage von Hohkönigsburg.





Ein Herbstgang

Und nun tauch' ich in die Enge,
Wasgenwald, aus deiner Weite!
O mein Wald, auch in der Enge
Sei du mir ein stolz Geleite!

Hilf mir, daß ich nie da unten
Im Gedräng' den Weg verfehle —
Groß und ernst wie deiner Wipfel
Sei das Rauschen meiner Seele!

Groß und ernst ... Im hohen Spätrot
Steh' ich am gebräunten Rande,
Und ich schwör' dir: Diesen Waldgeist
Trag' ich aus in deutsche Lande! ...



Der Herbst ging übers Land. Tief, bis auf die Erde, hing eine dunkelgraue Wolkendecke. Die Berge standen verhüllt; kaum ein fahler Streifen Spätrot rötete ihre Kämme. Alle Felder offen und leer, alle Wiesen kahl. Über die Stoppeln läuft ein kalter Hauch; durch die Blätter des müden Baumes, unter dem ich sitze, geht ein unaufhörlich Frieren. So dünn und still ist die Herbstluft, daß man das fernste Fahren oder Hundebellen vernimmt. Die Natur bangt. Wovor bangst du, schauernde Natur?

Schon einmal, vor drei Jahren, ging ich durch einen solchen Herbsttag. Zu Mittenwald in den oberbayerischen Alpen. Vom Wetterstein nach dem Karwendel hing eine ebensolche Wolkendecke. Kein Wind ging, kein Regen fiel. Aber durch die italienischen Pappeln an der Landstraße lief ein unablässig Zittern. Totenstill die ganze Natur. Kein Jodler mehr an hallenden Bergen; kein melodisch Glockengeläut auf verlassenen Almen.

Damals hatte ich zum ersten Male, geistig und körperlich tief gebeugt, nach einer strengen Hauslehrerzeit, Berlin verlassen. Im Hochtale von Partenkirchen, fernab vom Zeitgeist, wollte ich mich wieder zurechtfinden. Damals war ich krank an Materialismus und Naturalismus; mit wahrem Feuereifer hatte ich den ganzen Naturalismus und Realismus studiert. Aber als ich nun, in schnurgerader Fahrt von Berlin nach Partenkirchen dampfend, durch das Murnauer Tor in jene entzückende Alpenlandschaft einfuhr —: O Hochland, mein Hochland! Mir rollten die Tränen über die eingefallenen Wangen, wie einem Kinde, das seine Mutter wiedergefunden, wie einem Genesenden, der zum ersten Male wieder durch den Frühlingsgarten geht.

Wunderbar! Daß sich mir die Erinnerung so gern in Töne verdichtet! Die ersten Takte des Vorspiels zu „Tristan und Isolde", die mich damals begleitet, vernahm ich auch gestern wieder. Im Geflüster des Herbstwindes kamen sie vom Wasgenwald herüber. Weich und wehmütig, fragend und sehnend, scheinbar so gar nicht zusammenhängend mit dem dunklen Ernst dieses Herbsttages. Und doch — bei aller Wehmut, die ein Rückblick über viele, viele Bitterkeiten weckt: eine innige Glücksstimmung, ein verklärter Lebensmut mischte sich mit diesen schwermütigen Akkorden zu erhabener Harmonie. Welthaß und Weltflucht; persönliche Sorge und Bitternis;

und doch wieder Liebe zu allen Guten und Großen, die auf diesem Planeten gewirkt; Sehnsucht nach einer ewigen Gemeinschaft mit ihnen; Drang aber auch, diese so mangelhafte Welt und das eigene Ich zu durchleuchten und zu verklären — das war die Herbstmusik, die über meinen Hügel ging.

Ein Herbstabend, wie ein Sylvester, füllt das Herz mit Ewigkeitsstimmung. Wie dieser reiche Sommer, so gehst auch du und dein Volk und dieser Erdball dahin. Und doch — nicht verächtlich übersehen darfst du Erdendasein und Volk und Heimat in dieser großen Stimmung. Immer bleibt unsere Erdenpflicht bestehen, und kein eingebildet Übermenschentum wischt sie aus: zu wirken, so lang unser Tag scheint! Ja, nur von solchem Herbsthügel aus, den Blick auf den äußersten Horizont, auf Tod und Ewigkeit gerichtet, läßt sich unsere Erdenpflicht groß abmessen und voll erfassen. Jene Pflicht, die auch in Zeiten der Fäulnis und Genußsucht nicht sich abziehen läßt vom ewigen Gott.

Dies sei unsere letzte Bitte. Eine entschlossene Ruhe, die sich bereit hält auf alles, die auf keine Mithilfe zählt außer auf sich selbst und den allmächtigen Gott. Diese letzte Hochburg eines festen Willens geht nur dann unter, wenn wir selbst in eine andere Daseinsform hinüberziehen — aber als Sieger! Dann schauen wir von schönerer Wasgauhöhe hinab auf die Kämpfe und Sorgen, Zeitgrübeleien und Sommerfahrten eines so kleinen, kleinen Sternes ...

Die Herbstzeitlosen schaukelten im Winde. Mein Hund saß neben mir und sah regungslos in die graue Ferne. Der letzte Berg, den dort der Westen verhüllt, ist der Taubenschlagfelsen. Von dort haben, in einfachster Maienstimmung, unsere Fahrten begonnen. Jetzt hängt ein schweres Grau über dem Dossenheimer Tal. Über jene Berge wird der Winter kommen,

mit Weststurm und Regen. In einer Woche schon wird der Wasgenwald sich bäumen unter der Wucht des Oktobersturms. Nacht um Nacht wird ein großes Kampfgetöse das Dorf umbrausen; und eines Morgens wird er stille liegen, überwunden, von roten und gelben Blättern wie mit Blut überströmt. O du mein Sommerfreund, mir stirbst du nicht! Der Sommer, den du mir gegeben, ist unsterblich; in meinem Herzen trag' ich ihn mit hinaus in den Winter.

Schon begann eine frühe Nachtglocke. Ihre verwehten Töne mischten sich mit dem Flüstern des Windes, der über die Gräser ging. Und beide flossen zusammen mit den Akkorden wogender Erinnerung. Als aber auch die Glocke unseres eigenen nahen Dorfes in den Reigen, der nun von allen Seiten begonnen hatte, einstimmte, als es nun wie ein großes Sterbeläuten des Sommers über das schauernde Herbstland ging, da erwachte ich wieder zur körperlichen Wirklichkeit. Und ich erschrak ordentlich, als ich mich inmitten der Dunkelheit eines Herbstabends auf einem windüberwehten Hügel des Elsasses allein sah.

Den Stock zur Hand, einen Pfiff nach dem Hunde, und mit raschen Schritten hinab in die Lichter der Ebene, in den Winter, an die Arbeit!







